

EDV-Labor

30 Euro
pro m²

#1
Spree
Studentenpresse Berlin

Uni zu vermieten

S. 18

Zwischen Jurte und Hörsaal:
4 Jahre in der Mongolei

S. 32

Götz Alsmann im Gespräch

S. 44

Büroraum

15 Euro
pro m²

Hörsaal

15 Euro
pro m²

Herren-WC

20 Euro
pro m²

RAINBOW TOURS

Viel Schnee für wenig Flocken

Winterreisen

Mayrhofen 10 Tage HP schon für	€ 199,-	Sölden 10 Tage VP schon für	€ 179,-
Zell am See 10 Tage ÜF schon für	€ 229,-	La Plagne 10 Tage VP schon für	€ 199,-
Saalbach 10 Tage VP schon für	€ 169,-	Praz de Lys 10 Tage VP schon für	€ 289,-
Stubaital 10 Tage ÜF schon für	€ 179,-	Saas Grund 10 Tage VP schon für	€ 179,-



Silvesterreisen

Paris Kurztrip schon für	€ 50,-	Prag Kurztrip schon für	€ 50,-
Paris Special ÜF schon für	€ 89,-	Prag Special ÜF schon für	€ 99,-
London Kurztrip schon für	€ 65,-	Amsterdam Kurztrip schon für	€ 39,-
London Special ÜF schon für	€ 109,-	Amsterdam Special ÜF schon für	€ 109,-

*Inkl. Busreise(Schlafsessel), Unterkunft/Verpflegung (s.o.), Reiseleitung,
Sport,- Freizeit-, Ausflugs- und Partyangebot*

**Diese und noch viele andere Reisen in unseren aktuellen Winter-,Metropolen-,&Silvesterkatalogen!
Jetzt kostenlos bestellen!**

Information & Buchung in jedem guten Reisebüro oder
direkt: 030/ 31 86 300

Veranstalter: A.S. Reiseveranstaltungen GmbH

Hallo,

du kennst uns nicht und doch glauben wir, dass dir ein Heft wie das unsere bisher gefehlt hat. Sicher, es gibt zahlreiche Publikationen, die über studentisches Leben berichten. Die einen sind so groß, dass sie uns nicht viel Neues erzählen können. Die anderen wieder so klein, dass sie aus dem engen Wirkungskreis ihrer Hochschule kaum herauskommen.

Du hältst jetzt unser Heft in den Händen, das versucht, die Lücke zwischen den großen und kleinen zu schließen. Vielleicht denkst du: „Ja, das ist ein gutes Heft.“ Vielleicht spricht es dich gar nicht an und du grummelst: „So eine Zeitverschwendung, das interessiert mich überhaupt nicht.“ Nun, was du auch denkst – dieses Heft lässt sich nicht mehr ändern. Aber wir haben noch viele Ausgaben vor uns.

Wenn du mehr willst als nur Zeitung lesen, schließt du dich unserem Team an und hilfst uns, die richtigen Inhalte und die richtige Form zu finden. Wir wollen nicht nur ein Heft für Studenten und Studentinnen machen, sondern vor allem *mit* den Studierenden. Zu diesen gehören wir auch, damit haben wir schon mal eine Gemeinsamkeit.

EURE SPREE 

Impressum

SPREE – STUDENTENPRESSE BERLIN

HERAUSGEBER:

Zanjero Verlag, Inh. Alexander Florin
Dominicusstraße 3
10823 Berlin
www.zanjero.de
USt.-Id.: 31/288/63336

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR:

Alexander Florin
spree@zanjero.de

SATZ UND LAYOUT:

Stephan lahl
layout@zanjero.de

TITELBILD: Stephanie Seltmann

ANZEIGEN:

Michael Othmer
(0 171) 7 37 11 09
werbung@zanjero.de
Es gelten die Mediadaten vom 01.09.2004

AUFLAGE: 30.000.

VERBREITUNG:

Spree erscheint einmal monatlich an allen Berliner Hochschulen und der Universität Potsdam.

DRUCK:

Schmidt Römhild, Lübeck, im Rollenoffsetverfahren auf Naturpapier.

REDAKTIONSSITZUNG:

27. Oktober, 3., 10. und 17. November jeweils 19.00 Uhr im Raum K23/11 in der Rost- und Silberlaube (FU).

Die nächste Ausgabe erscheint zum 15. November 2004. Redaktionsschluss ist der 29. Oktober 2004.

Sämtliche Beiträge geben die Meinung ihres Autors wider. Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Rahmen. Nachdruck oder sonstige Verwertung nur mit Genehmigung des Zanjero Verlages. Leserbriefe können gekürzt veröffentlicht werden. Bei Verlosungen ist der Rechtsweg ausgeschlossen, bei Mehrsendungen entscheidet das Los.

:: Notiert

- Ticket um jeden Preis** 7 ::
- Notiert :: FU** 8 ::
- Notiert :: HU** 9 ::
- Notiert :: TU** 10 ::
- Notiert :: UdK, FH, UP** 11 ::

:: Aktuell

- Mehr Junioren für das Land** 12 ::
Bei den Juniorprofessuren zeigen sich einmal mehr die Probleme der föderalistischen Bildungspolitik.
- Kommentar** 14 ::
„Keine Sorge, das mit dem Ba/Ma kriegen wir im laufenden Betrieb hin.“
- Billige Medizin** 15 ::
Die Charité muss weiter sparen und will sich in Zentren aufgliedern.
- Teile und herrsche** 16 ::
Die Hochschulen brauchen Geld, die öffentlichen Kassen sind leer – bleiben nur noch Studiengebühren.
- Bist du noch normal?** 17 ::
Was die 17. Sozialerhebung aus dem Jahr 2003 über dich verrät, oder auch nicht.

:: Titelthema

- Universität zu vermieten** 18 ::
Die Unis sollen keine Gebäude mehr selbst besitzen, sondern nur noch benötigte Räume mieten. Sie wehren sich gegen ein Zentrales Gebäudemanagement.
- Villa ade** 20 ::
Die FU will ihre drei Campusse kompakter gestalten und viele Villenaufgeben.
- Alles andere als optimal** 21 ::
Die HU hat zu viel Fläche, zu wenig Geld, zu viel Baurückstand.
- Lieber alles selbst machen** 22 ::
Wie gigantische Organismen sind die Gebäude der TU von Versorgungsadern durchzogen.

:: Hintergrund

- Die Herren der Metapher** 24 ::
Über den Umgang mit wissenschaftlichen Bildern oder: Warum die Doppelhelix eigentlich keine ist.

:: Semesterkalender

26 ::

Die Anzeigenleitung sucht freie Mitarbeiter.
Gute Verdienstmöglichkeiten bei flexibler Zeiteinteilung.
bewerbung@zanjero.de





18



21



32



38



43

:: Unterwegs

- Auf Heller und Tropfen** 28 ::
 Blutspender werden immer gesucht, dachte ich mir.
 Dann kam alles anders als ich erwartet hatte.
- Literarischer Testlauf** 31 ::
 Wo geht man hin, wenn man einen Text hat? Berliner
 Literaturforen im Vergleich.
- Mongolische Körpernähe** 32 ::
 Zwischen Bier und Studenten. Ein Gespräch mit einer
 DAAD-Lektorin über ihr Leben in der Mongolei.

:: Zu Hause

- Spree-Kochbuch: Kürbisrezepte** 35 ::

:: Kultur

- Wahrheit oder Pflicht** 36 ::
- Wenn Philosophen weinen** 36 ::
- Geschichten aus dem Orient** 37 ::
- Lauter Drei-Minuten-Dramen** 38 ::
 Erst gewannen sie einen Preis, dann gründeten sie eine
 Band und nun haben sie einen Plattenvertrag.
- Skurriler Musikmix** 39 ::
- Untote Verlierer** 40 ::
- Kinotipps** 40 ::
- Che unterwegs** 40 ::
- Klassiker: „Dr. Seltsam“** 41 ::
- Theaterprogramm** 42 ::
- Theater als Fluchtraum** 43 ::
 „Ich hab den argen Wunsch, mal wieder was richtig
 Schönes zu sehen.“

:: Das Interview

- Götz Alsmann** 44 ::

:: Digital

- Echte Handwerksarbeit** 46 ::
- Klinik der Kuschtiere** 47 ::

:: Andere Welten

- Die Schönheit der Makel** 48 ::
- Reise nach Paris zu gewinnen** 48 ::

:: Erzählt

- S-Bahn-Geschichten I** 49 ::

- :: Die letzte Seite ...** 50 ::

Ärzte ohne Praktikum

Zum 1. Oktober wurde das 18monatige Pflichtpraktikum für Ärzte abgeschafft. Einer der Hauptgründe war die oft beklagte Ausbeutung der angehenden Ärzte, die für einen sehr geringen Lohn die gleiche Arbeit wie gestandene Ärzte leisten mussten. Junge Ärzte erhalten jetzt direkt nach dem Studium ihre Zulassung (Approbation) und beginnen die Facharztbildung. Der Praxisbezug soll durch die Tätigkeit als Assistenzarzt entstehen, die bei meist gleichen Aufgaben wesentlich besser entlohnt wird als ein „Arzt im Praktikum“ (AiP). Die Umwandlung der AiP-Stellen in reguläre Assistenzstellen funktioniert aber nicht überall reibungslos. Manche Krankenkassen weigern sich noch, diese Umstellung zu bezahlen. Für 2004 stehen den Kliniken und Krankenhäusern 75 Millionen Euro für die Ausbildungsärzte zur Verfügung, ab 2005 sollen es 300 Millionen Euro sein.

Neue Gemeinsamkeit finden

Der Austritt Niedersachsens aus der Kultusministerkonferenz (KMK) Anfang Oktober führt dazu, dass dieses Gremium, in dem Vertreter aller Bundesländer zusammenarbeiten, Ende 2005 aufgelöst wird. Neue Verhandlungen über die Gestaltung und Verfahrensweisen der KMK wolle man mit diesem Beschluss in Gang setzen, sagte der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff (CDU). Er hält die KMK für zu teuer, zu bürokratisch und zu wenig innovativ. Die KMK hat einen jährlichen Etat von 50 Millionen Euro und soll die gegenseitige Anerkennung von Bildungsabschlüssen in allen

Bundesländern erleichtern und gemeinsame Bildungsziele formulieren. Da jedoch alle Entscheidungen einstimmig erfolgen müssen, einigt man sich oft nur auf den kleinsten gemeinsamen Nenner.

Gleiche Stärke für alle

Die Studierenden sollen in den satzunggebenden Hochschulgremien mehr Mitspracherechte erhalten. In der Koalitionsvereinbarung zwischen SPD und PDS ist vereinbart, der Statusgruppe der Studierenden die Viertelparität im Berliner Hochschulgesetz, das 2005 neu erlassen werden soll, festzuschreiben. Das bedeutet, dass im Akademischen Senat der FU und in den Konzilen der HU und TU die bisherige Mehrheit der Professoren aufgebrochen wird. Neben Studierenden und Professoren sind auch wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Mitarbeiter in den Gremien vertreten – alle vier Statusgruppen wären damit nach dem Gesetzentwurf in den Gremien gleich stark. Während die Uni-Präsidenten durch diese Änderung den Erfolgskurs der Unis gefährdet sehen, fordern die Studierenden diese Viertelparität in allen Gremien.

Absage an das 13. Schuljahr

Falls die öffentliche Meinung Gewicht hat, müsste das Abitur in Deutschland künftig nur noch zwölf Jahre dauern. Eine Umfrage des Offenbacher Marplan-Instituts ergab, dass 62,6 Prozent der Befragten zwölf Schuljahre für ausreichend halten. In den neuen Bundesländern fanden das 81,3 Prozent und in den alten 57,9 Prozent. Insgesamt wurden 2.500 Personen befragt.

Ausbildungszentrum für Lehrer

Ein Lehrerbildungszentrum soll das Studium zum Lehramt in Berlin begünstigen. Dieses Zentrum ist ein Wunsch der SPD- und PDS-Fraktionen und soll als Anlaufstelle für Lehramtsstudierende dienen. Es könnte ein spezielles Vorlesungsverzeichnis erstellen und bei organisatorischen Fragen helfen. Der wissenschaftspolitische Sprecher der SPD-Fraktion Bert Flemming wünscht sich, dass mit diesem Zentrum die universitäre Ausbildung mit dem schulischen Vorbereitungsdienst besser vernetzt wird. Als Reaktion auf die langjährige Kritik an der praxisfernen Lehrerausbildung der Unis soll über die Einrichtung dieses Zentrums bei den Verhandlungen über die nächsten Hochschulverträge entschieden werden.

Patentes Berlin

Berlin ist innovativ. Berlin ist so innovativ, dass es im „Innovationsindex“, den das Statistische Landesamt in Stuttgart erstellte, den zweiten Platz der innovativen Länder und Regionen in Europa erreicht. Die Studie verglich 73 Regionen in allen 25 Ländern der Europäischen Union.

Beispielsweise arbeiten 47 Prozent aller Berliner Erwerbstätigen in wissenschaftlich-technischen Berufen, der Deutschland-Durchschnitt liegt bei 36,5 Prozent, der europäische bei 31 Prozent. Die Patentquote ist in Berlin ebenfalls sehr hoch: 199 Patente pro Million Einwohner werden nur von Baden-Württemberg mit 597 Patenten übertroffen.

Luftnummer eLearning

Das Problem des eLearning in Deutschland ist, dass es keine einheitlichen Ansätze gebe. Jede vierte Hochschule sehe digitale Technologien skeptisch, stellte Allan J. Christensen von der Unternehmensberatung Ramboll Management fest, die die eLearning-Ansätze in Europa verglich. Zwar möchten zwei Drittel der deutschen Hochschulen aktiv eLearning betreiben, doch bisher existiere nur die Arbeit von Enthusiasten in einzelnen Fachbereichen.

Christensen sieht die Zukunft in einem kombinierten Ansatz für Lehrangebote und Studierendenverwaltung: „Das Leben für Studenten könnte sehr viel einfacher sein, wenn sie alle Verwaltungsvorgänge auf einer Internetseite erledigen könnten. Wenn dort auch noch die Prüfungsanmeldung und die Bekanntgabe der Noten erfolgt, gehörten lange Schlangen vor den Verwaltungsgebäuden der Vergangenheit an.“ Den größten Erfolg haben nach seiner Beobachtung Veranstaltungen, die Online-Angebote als Ergänzung nutzen, beispielsweise Frageforen, zusätzliche Informationen oder Aufgaben anbieten.

Verstärkung gesucht

Redaktion :: Produktion :: Anzeigenakquise

Studierende aller Fachrichtungen
und Hochschulen willkommen.
mitarbeit@zanjero.de

Redaktionssitzung
27. Oktober 2004 :: 19 Uhr
Freie Universität
Rost- und Silberlaube
Raum JK 23/11

Spre
Studentenpresse Berlin

Das Eigene im Fremden

Die Gesellschaft für deutsche Sprache sucht deutsche Wörter in anderen Sprachen. Diese sind überall zu finden, teilweise mit kleinen Unterschieden oder in Varianten. Beispielsweise dienen „eijssberg, nikel oder talweg“ in technischen Bereichen schon lange der internationalen Verständigung. Es gibt den „kindergarten“ und den „ruksak“ in vielen Sprachen wie im Englischen, Französischen oder Schwedischen, aber auch Adjektive wie „fein(a)“ im Ukrainischen oder das umgangssprachlich verwendete Satzfragment „wasiss/vasistas“ in einigen Nachbarsprachen. Sprachkontakte führen seit Jahrhunderten zu gegenseitigen Beeinflussungen und Vermischungen, ein aktuelles „tschüs, tschjus, tschjussowitschko“ wird im touristischen Alltag vielerorts verstanden.

www.gfds.de/preisaufgabe.html ☐

Jobhürden für Studies

Studentische Angestellte werden ab dem nächsten Jahr für Arbeitgeber unattraktiver. Dies geht aus einer Gesetzesänderung hervor, wonach die Studenten die Lohnsteuer monatlich abführen müssen. Bisher ist es möglich, drei Monate gegeneinander auszugleichen. Durch die monatliche Berechnung entsteht gerade für kleinere Unternehmen ein erhöhter Arbeitsaufwand, da diese die Lohnbuchhaltung meist selbst erledigen.

Auch für ausländische Studierende werden die Arbeitsmöglichkeiten eingeschränkt. Bisher durften sie 180 volle Tage pro Jahr arbeiten, künftig nur noch 180 halbe oder 90 volle Tage. Wer diese Grenze überschreitet, benötigt eine Genehmigung der Ausländerbehörde. Damit wird es auch für studentische Arbeitsvermittlungen schwieriger, ausländische Studierende zu vermitteln.

Paten für Wind und Wetter

Das Meteorologische Institut der FU sucht wieder Namenspaten für Hoch- und Tiefdruckgebiete. Dabei erhalten ab 2005 Hochs weibliche (299 Euro) und Tiefs männliche Namen (199 Euro). Diese Vergabe wechselt jährlich. Findet sich für ein Druckgebiet kein direkter Namenspaten, soll die Namensgebung bei ebay versteigert werden.

Über 40.000 Euro brachten die Wetterpatenschaften allein im vergangenen Jahr der FU. Auf die Idee kamen Studenten, als nach Etatkürzungen im Jahr 2002 die Wetterbeobachtung nicht mehr rund um die Uhr gesichert war. Gelegentlich tragen die Hochs und Tiefs auch prominente Namen; das Hochdruckgebiet „Ole“ Anfang Oktober wurde nach dem Hamburger Bürgermeister benannt.

www.wetterpate.de ☐

HAL ☐

Ticket um jeden Preis

Zum Sommersemester wird es an der Freien und der Humboldt-Universität sowie einigen Fachhochschulen kein Semesterticket mehr geben. Bei der letzten Urabstimmung war der Ticketpreis von 141 Euro abgelehnt worden. Die Vertreter der Studierenden hatten selbst einen Betrag von 118,50 Euro errechnet, der nur wenig über den aktuellen 115 Euro liegt.

Ihre Berechnung haben die Studierenden nicht aus der Luft gegriffen, sondern anhand eines Gutachtens erstellt, das ein unabhängiger Experte angefertigt hatte. Doch durften sie dessen Untersuchung nur kurz einsehen und der Verkehrsverbund Berlin-Brandenburg (VBB) ließ sich nicht über die Zahlen diskutieren. Als Reaktion auf die Urabstimmung, in der die 118,50 Euro eine deutliche Mehrheit erhielten, wurde von vielen Seiten der Vorwurf der Manipulation erhoben. Denn nur der VBB sei berechtigt, Kostenvorschläge zu machen, über die man abstimmen kann.

Die Politiker schlugen sich auf die Seite des VBB und beschuldigten die Studierenden, das Semesterticket mit ihrer Wahloption von 118,50 Euro „gegen die Wand gefahren“ zu haben. Die hochschulpolitische Sprecherin der Grünen, Lisa Paus, stand als eine der wenigen den gescholtenen Studierenden bei: „Es geht um die Einhaltung des bei Einführung des Semestertickets geschlossenen Vertrages seitens des VBB. Damals hatten sich beide – VBB und Studierendenschaften – auf das Prinzip der Umsatzneutralität geeinigt. Nur auf dieser Grundlage lässt sich ein so-

lidarisches Modell realisieren, bei dem alle Studierenden verpflichtet werden, das Ticket zu kaufen. Mit seinem Preisangebot hat der VBB diese Grundlage verlassen. Es ist das gute Recht der Studierendenschaften, das Ergebnis ihrer Preisberechnungen auf der Grundlage des Gutachtens ebenfalls zur Abstimmung zu stellen.“

Um den Vorgang für alle Betroffenen nachvollziehbar zu machen, fordern die Studierendenvertreter seit langem, das Gutachten zu veröffentlichen. Doch weil darin „unternehmensbezogene Daten“ stehen, ist der VBB gegen eine Veröffentlichung. Der Asta der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft sieht ein weiteres Problem in der Zusammenarbeit mit dem VBB. Anfang des Jahres war der Prüfer des Gutachtens lange im Urlaub, im Mai wurden dann endlich notwendige Korrekturen eingearbeitet und ein neuer Preis von 141 Euro errechnet. Als die Studierendenvertreter Anfang Juni den Vertrag unterschreiben sollten, gab es keine Verhandlungsmöglichkeiten mehr. Die VBB-Anwälte waren im Urlaub. Da gleichzeitig die Frist für eine ordnungsgemäße Urabstimmung ablief, musste kurzfristig entschieden werden.



Der Zug für das Semesterticket im Sommersemester scheint abgefahren. FOTO:ALF

Nachdem der VBB eine Weile verärgert war und die Pressereferentin erklärte, die Verhandlungsbereitschaft sei erschöpft, lenkte VBB-Geschäftsführer Hans-Werner Franz Anfang September ein. Er schlug eine neue Urabstimmung vor, diese sei aber „neutral zu halten“, es sei „ausschließlich über die vom VBB vorgeschlagenen Preise“ abzustimmen.

Ende November läuft an der Technischen Universität die Urabstimmung über das Semesterticket. Wie diese auch ausgeht – im Sommersemester wird es kein Ticket geben, denn die Rückmeldeunterlagen sind bereits verschickt. Auf den Überweisungsscheinen für die Gebühren ist kein Ticketpreis mehr enthalten.

JONAS MORTEN ☐

Unternehmen wollen Ba/Ma

Das IP Institut für Personalmanagement, ein gemeinsames Unternehmen der FU und der Vereinigung der Unternehmensverbände in Berlin und Brandenburg e.V., hat in einer Untersuchung festgestellt, dass Berliner Unternehmen den Bachelor-Abschluss begrüßen. Etwa zwei Drittel würden bereits Bachelor-Absolventen beschäftigen bzw. könnten sich vorstellen, diese einzustellen. Insbesondere in den Bereichen Marketing, Vertrieb und Personal ist dieser Abschluss nachgefragt. Auch Master-Absolventen werden gern eingesetzt, ebenfalls bevorzugt im kaufmännischen Bereich. Aber auch in den Natur- und Ingenieurwissenschaften hat er Bedeutung; die Entlohnung entspricht etwa der von Diplom-Absolventen. Für die Untersuchung wurden 1.300 Unternehmen aller Branchen und Größenklassen befragt.

www.ip-institut.de ☐

Zentrales eLearning

Elektronisches Lernen wird an der FU eine wichtige Rolle spielen. Beispielsweise steht die elektronische Tafel „Blackboard“ für alle Bereiche zur Verfügung. Um die Möglichkeiten, die „Neue Medien“ und „Multimedia“ bieten, sinnvoll in die Lehre zu integrieren, gibt es einen umfangreichen Online-Auftritt und Schulungen (nächste: 4. November).

Bei dem Konzept für eine umfassende eLearning-Umgebung erhält jeder Teilnehmer einen eigenen Account. Die Verwaltung der Kurse und die Bereitstellung von Inhalten bilden die Basis, die dann um Diskussionsforen, Chats, Mailverteiler, Kalender und andere Möglichkeiten erweitert wird. Diese Plattform soll den Informationsaustausch zwischen Lehrenden und Studierenden sowie der Studierenden untereinander fördern.

www.e-learning.fu-berlin.de ☐

Nur noch im Netz

Die Literaturdatenbanken für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften „Wiso 1-3“ stehen



Unsere Uni soll schöner werden

Stück für Stück werden Rost- und Silberlaube saniert. Dabei wird auch die innere Aufteilung neu konzipiert und umgestaltet.

FOTO: SL

ab 2005 nur noch online zur Verfügung. Zunächst ist bis zum Jahresende die Nutzung aus dem FU-Netz heraus kostenlos möglich. Bis dahin sind die CD-ROM-Versionen alternativ verfügbar.

www.wiso-net.de ☐

Innovations-Charts

Stefan Hecht, Chemiker und Nanotechnologe am Institut für Organische Chemie der FU, wurde vom Magazin „Technology Review“ des renommierten Massachusetts Institute of Technology (MIT) in die Liste der hundert Top-Innovatoren der Welt aufgenommen. Mit dem so genannten TR100 ehrt „Technology Review“ junge Wissenschaftler und Unter-

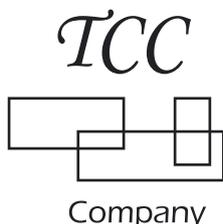
nehmer unter 35, die einen wesentlichen Anteil an Technologien der Zukunft haben.

Der Chemiker Stefan Hecht (30) leitet an der FU eine siebenköpfige Arbeitsgruppe, die an Makromolekülen im Nanometerbereich forscht, mit dem Ziel, Form und Funktion dieser Moleküle zu kontrollieren und sie somit als eine Art Miniwerkzeug einsetzen zu können. Er entwickelte einen Nanoreaktor, der Licht in chemische Energie umwandeln kann, sowie eine Methode, um funktionelle Einheiten in hoch verzweigte Makromoleküle einzubinden. Auch forscht er am Design von Nanoröhren mit definierter Größe und Oberflächeneigenschaften. Mögliche Anwendungsgebiete dafür sieht er in so genannten „intelligenten“ Materialien oder in molekularen Schaltkreisen für Nanocomputer.

Unvorsichtige Männer

Viele Krebsarten werden nicht rechtzeitig erkannt, beim Darmkrebs beispielsweise könnten jährlich 15.000 Todesfälle verhindert werden – wäre der Tumor frühzeitig behandelt worden. Monika Sieverding möchte in einem Forschungsprojekt an der FU herausfinden, warum nur jeder fünfte Mann die kostenlosen Vorsorgeuntersuchungen in Anspruch nimmt. Mit ihren Erkenntnissen will Sieverding Motivationskampagnen zur Früherkennung verbessern. Die Deutsche Krebshilfe fördert die dreijährige Studie mit 440.000 Euro.

HAL ☐



TCC
Company

**Sie suchen einen Job?
Wir bieten Ihnen:**

- 8 Euro Stundenlohn
- hohe Provision
- festen Arbeitsvertrag
- flexible Arbeitszeiten
- pünktliche Lohnzahlung
- moderne Computerarbeitsplätze

Call-Center-Agents (Outbound)

Wir freuen uns auf Ihren Anruf: (0 30) 29 77 14 01

Trend Call Company, Hildegard-Jadamowitz-Straße 26, 10243 Berlin
U-Bahnhof Weberwiese (U5)

Eine Hand wäscht die andere

Die Unternehmensberatung McKinsey berät die HU kostenlos, dafür stellt diese den Beratern schon mal das gesamte Hauptgebäude gratis zur Verfügung. Aus Angst vor Hartz IV-Gegnern brachte McKinsey seinen eigenen Sicherheitsdienst mit, um Ende August ungestört im HU-Hauptgebäude seinen Geburtstag feiern zu können. Sämtliche Mitarbeiter wurden unter dem Vorwand, dass Vorbereitungen für die Lange Nacht der Museen notwendig seien, aufgefordert das Gebäude bis 14.30 Uhr zu verlassen. Danach war McKinsey unter sich, andere kamen nicht mehr ins Gebäude.

Auf diese Umstände angesprochen, berief sich HU-Präsident Jürgen Mlynek auf der Sitzung des Akademischen Senats im September auf ein „Kommunikationsproblem“. Der Datenschutzbeauftragte André Kuhring hatte sich dort über die Verschleierung beschwert und vorgerechnet, dass die Uni üblicherweise etwa 100.000 Euro für solche Hausüberlassungen in Rechnung stellt.

Hilfe gegen Rechts

Mit dem Standort Adlershof verbinden sich außer der Entfernung zum Campus Mitte noch weitere Probleme. Ausländerfeindliche Übergriffe waren in den vergangenen Jahren nicht selten. Das Antifa-Referat bietet daher ab Januar eine „Beratung für Opfer rassistischer Gewalt“ an. Dabei kooperiert das Referat mit dem Berliner Beratungsprojekt „ReachOut“, das seit 2001 Opfer von rechten, rassistischen und antisemitischen Übergriffen berät und unterstützt.

Hervorragende Medizin

Der Erasmus Mundus-Masterstudiengang „International Health“ des Tropeninstituts Berlin und der Universitätsmedizin Charité wurde von der EU als „hervorragend“ bewertet. Für die nächsten fünf Jahre fördert die EU den Studiengang mit Stipendien für Drittlandstudierende und Dozenten. Das neue EU-Programm Erasmus Mundus will bis Ende des Studienjahrs 2008/2009 mit einem Budget von 230 Millionen Euro die Attraktivität der europäischen Hochschulbildung steigern und vor allem mit exzellenten europäischen Master-Studiengängen sowie gut dotierten Stipendien hochqualifizierte Studierende und Dozenten aus aller Welt gewinnen.

Der seit 1999 bestehende postgraduale Studiengang richtet sich an Ärzte und Personen im internationalen Gesundheitswesen. Absolventen des Studiengangs übernehmen meist Führungs-, Beratungs- und Managementaufgaben im Gesundheitsbereich. Der Studiengang wird im Rahmen des europäischen tropEd Netzwerkes (www.troped.org)

angeboten, das derzeit die 26 führenden europäischen Hochschulen im Bereich International Health umfasst und ebenfalls am Tropeninstitut Berlin koordiniert wird.

Das Erbe der Grimms

Das legendäre Wörterbuch der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm gibt es seit 150 Jahren. Die HU-Bibliothek hat die Bibliothek der beiden Wissenschaftler in ihrer Obhut und sorgt für deren Erhalt. Das Jubiläum nahm sie zum Anlass, gemeinsam mit der Arbeitsstelle Deutsches Wörterbuch der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Grimm-Sozietät zu Berlin e. V. sowie dem Museum Haldensleben im Foyer des HU-Hauptgebäudes von Anfang Juli bis Ende August eine Ausstellung über „Die Brüder Grimm in Berlin“ auszurichten. In der Langen Nacht der Museen, wofür die Ausstellung um das „Wörterbuch der Sinne“ ergänzt wurde, zählte man über 4.300 Besucher. Demnächst sind Teile der Ausstellung im Ausland, beispielsweise in Rumänien und in Japan, zu sehen.

Beamer für alle

Die HU geht sorglos mit ihren Einrichtungen um, deshalb sei es nicht verwunderlich, dass regelmäßig Beamer und Computertechnik gestohlen würden, sagt die Polizei. Doch im Verhältnis zu den vielen Menschen sei der Anteil an Delikten eher gering. Gerade vor der Olympiade waren vermehrt Beamer entwendet worden. Da eine Versicherung für solche Schäden zu teuer wäre, muss die HU alles selbst bezahlen. Daher würden auch viele Diebstähle gar nicht mehr an die Polizei gemeldet. Seit Jahren kämpft die Uni um einen gesunden Kompromiss zwischen Bewegungsfreiheit und Sicherung der Einrichtung. Viele Einrichtungen werden mit Video überwacht und die meisten Beamer sind mit Metallkästen gesichert und an das Alarmsystem angeschlossen.

Doppelte Ranking-Freude

Sämtliche Nobelpreisträger der Berliner Universität verhalfen der HU zu einem stolzen Platz unter den besten Hundert im Hochschulranking der Universität von Shanghai. Da bei diesem Ranking die Preisträger stark gewichtet werden, verlor die FU, denen die Nobelpreise vorher zugerechnet waren, ihren 95. Weltplatz und landete in der Kategorie „Platz 202 bis 301“. Nun streiten beide Universitäten, wem die Ehre der 29 toten Wissenschaftler zustehe, denn beide sehen sich als Erben der Berliner Universität – die eine ab 1946 im Osten, die andere ab 1948 im Westen Berlins.

Zusätzlich konnte sich HU-Präsident Jürgen Mlynek auf der Sitzung des Akade-

mischen Senats Ende September darüber freuen, dass die HU auf Platz 5 des Focus-Hochschul-Rankings gelandet war. Allerdings dürfte dieses Ranking wenig Einfluss auf die Studierenden haben – üblicherweise haben sie sich bereits viele Wochen vorher für eine Uni entschieden. Außerdem muss sich die HU den fünften Platz mit der Uni Tübingen teilen.

HAL ■



Juristischer Fehltritt

Schwarze Bretter dienen nicht nur dem Aushängen wichtiger Infos oder Wohnungssuche, sondern werden zunehmend als Werbeflächen missbraucht. Mitunter sind private Anzeigen zwischen den kommerziellen Zetteln kaum noch zu finden. Die Fachschaft der HU-Rechtswissenschaften, versuchte das Problem in den Griff zu bekommen, indem eine Anmeldung für Aushänge eingeführt wurde. Als ein Pharmakonzern wieder seine Werbung aushängte, verhängte Fabian Fries von der Fachschaft Gebühren. Die Finanzreferentin des ReferentInnenrates Deborah Gärtner wies ihn später darauf hin, dass die gewerbliche Nutzung von Hochschuleigentum verboten ist. Also zog die Fachschaft die Gebühren zurück. Da währenddessen kein Geld eingenommen wurde, dürfte es keine weiteren Probleme geben.

FOTO: HAL



Beschränkter Zugang

An der TU wird eine neue Schranke am Parkplatz vor dem Hauptgebäude installiert, bis zum Semesterstart soll wieder alles funktionieren.

FOTO: ELENA GEIG

Bald alles anders

Bis 2008 sollen sämtliche Studiengänge an der TU auf Bachelor/Master umgestellt werden. Die ersten Bachelor-Absolventen verlassen die TU im kommenden Jahr.

Zum Sommersemester werden die Fakultäten VI (Bauingenieurwesen und Angewandte Geowissenschaften) und VII (Architektur Umwelt Gesellschaft) zusammengelegt. An der Fakultät VI fallen zehn, an der Fakultät VII sechs Fachgebiete weg, so dass die neue Fakultät dann 63 Fachgebiete umfasst, von denen viele umgestaltet werden.

Jetzt doch nur einfache Plastik

Nach fünf Jahren hat die TU ihr Chipkartenprogramm teilweise gestoppt. Die Idee war, jedem Studenten eine multifunktionelle Plastikkarte zu geben, die für Prüfungsanmeldungen und andere Verwaltungsakte ebenso gilt wie für die Mensa. Das Projekt läuft seit 1999, die Hälfte der fünf Millionen Euro Kosten trägt die TU. Ausschlaggebend für den Stopp waren juristische Bedenken, vorwiegend im Datenschutz und bei der Verhinderung des Missbrauchs. Auch hätte sich das System frühestens 2025 bezahlt gemacht.

Die Studenten erhalten weiterhin Chipkarten als Studentenausweise, doch sind die Chips darauf nicht aktiv.

Wissenstausch mit Siemens

Anfang Oktober gründete die TU in Zusammenarbeit mit der Siemens AG das Center für Knowledge Interchange (CKI). Siemens finanziert darin eine Stelle, die gemeinsame Aktivitäten koordinieren soll. Seit mehr als 20 Jahren forschen TU und Siemens gemeinsam auf den Gebieten der Mikroelektronik und Kommunikationstechnik. Das CKI soll diese Zusammenarbeit unterstützen und weiter ausbauen. Dabei sind die Kombination von Forschung und Praxis sowie die Kontakte zwischen Wirtschaft und Hochschule für alle Beteiligten von großem Wert. Das CKI soll die bestehende Arbeit fortsetzen, die beispielsweise in den Ringvorlesungen seit 1998 bestand.

Zwei Ehrendoktoren

Die TU nahm Ende September das 100-jährige Jubiläum ihres Instituts für Werkzeugmaschinen und Fabrikbetrieb (IWF) zum Anlass, zwei Ehrendoktorwürden zu vergeben. Joachim Milberg verlieh sie die Ehrendoktorwürde (Dr.-Ing. E.h.) in Anerkennung seiner hervorragenden Beiträge zu technologischen Innovationen in Wissenschaft und Wirtschaft sowie seiner hohen Verdienste um die Weiterentwicklung des Selbstverständnisses der Technikwissenschaften. Jürgen Mittelstraß erhält diese Auszeichnung für

seine großen Verdienste um die wissenschaftstheoretische Deutung des technologischen Fortschritts und dessen Einbindung in die kulturelle Entwicklung der Gesellschaft.

www.iwf.tu-berlin.de ☐

Französischer Unterricht

Seit dem Wintersemester 2000/01 empfängt das Frankreich-Zentrum der TU Berlin jedes Semester eine Gastprofessorin oder einen Gastprofessor aus Frankreich. Die Geistes- und Sozialwissenschaftler halten, zumeist auf französischer Sprache, an der TU Seminare und Vorlesungen. Die Lehre auf französisch und im Stil à la française ist eine der wenigen Gelegenheiten überhaupt in Berlin, mit der Sprache des Nachbarlandes auf wissenschaftlichem Niveau konfrontiert zu werden. Im vergangenen Semester war die Professur mit der Politologin Sylvie Strudel besetzt, die zu Themen der europäischen Integration forscht und lehrt. Im Wintersemester wird Thomas Serrier, Doktor an der Université Paris VIII, die Professur wahrnehmen. Die Arbeitsschwerpunkte des historisch arbeitenden Germanisten umfassen die deutsch-polnische Geschichte, Identitätsbildungen und Grenzkonstruktionen im deutsch-polnischen Kontext des 19. Jahrhunderts.

Das vom DAAD und der Französischen Botschaft gemeinsam finanzierte Projekt war zunächst auf drei Jahre angelegt. Aufgrund der positiven Resonanz bei den Studierenden wurde das Programm 2003 für drei weitere Jahre verlängert. Das Gastwissenschaftlerprogramm ermöglicht, hochqualifizierte französische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an das interdisziplinäre Frankreich-Zentrum zu holen. Im Rahmen des Programms kamen bisher Forscherinnen und Forscher aus den Disziplinen Geschichte, Literatur, Wissenschaftsgeschichte, Politikologie und Philosophie an die TU Berlin.

Ausgezeichnete Fassaden

Martin Gaier, Absolvent des Fachgebiets Kunstgeschichte der TU, erhält den mit 5.000 Euro dotierten Hans-Janssen-Preis für Europäische Kunstgeschichte 2004 der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Mit dem Preis für herausragende Forschungen auf dem Gebiet der europäischen Kunstgeschichte der Neuzeit wird Martin Gaier für seine Dissertation „Die Kirchenfassade als Denkmal. Untersuchungen zur öffentlichen Individualrepräsentation in Venedig“ ausgezeichnet. Damit nimmt er erstmals die politische Repräsentation durch bildhauerische Monumente im Venedig der Renaissance wissenschaftlich in den Blick. Die Arbeit wurde 2002 in italienischer Sprache vom Instituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti publiziert.

HAL ☐

Trendige Uhren und schöner Schmuck Luxus zu Studentenpreisen

Bis 30.11.2004: 10% Rabatt für Studierende (bei Vorlage dieses Coupons)

H. Kuntscher | Uhrmachermeister | Brandenburger Str. 64 (gegenüber dem
Lindenhof) | 14467 Potsdam | Tel. (03 31) 2 80 19 85

Alles wird Ba/Ma

Bald ist alles Bachelor, zumindest an den Fachhochschulen. Die Fachhochschule für Technik und Wirtschaft (FHTW) beispielsweise will bis 2007 alle Studiengänge auf die Abschluss-Kombination Bachelor/Master (Ba/Ma) umgestellt haben. Die meisten anderen Fachhochschulen haben ähnliche Ziele.

Die Universität der Künste (UdK) begann erst einmal mit Masterstudiengängen: Kulturjournalismus, Art in Context und Theaterpädagogik sind akkreditierte Studiengänge. Ab dem Wintersemester gibt es auch die Lehramtsausbildung für Kunst und Musik in Form von Ba/Ma. Im nächsten Jahr ist die Umstellung der Studiengänge im Bereich der Gestaltung und der Musik auf die Ba/Ma-Struktur geplant, außerdem sind weitere Masterstudiengänge beispielsweise für Sound Design und Medien/Film vorgesehen. Zusammen mit der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ entwickelt die UdK einen Bachelor für Jazz/Populärmusik.

Bücher unterwegs

Ab diesem Wintersemester sind die Bibliotheken der UdK im Bibliotheksneubau der TU, Fasanenstraße 88, untergebracht. Die Bestände GWK, Design und Architektur des Fachbereiches Gestaltung sowie der Musik und Darstellenden Kunst und Neue Medien sind dort im vierten Obergeschoss zu finden. Die Bibliothek trägt den Namen „Volkswagen Universitätsbibliothek“, da diese Firma 5 Millionen Euro beisteuerte; die TU und der Bund trugen je 25 Millionen Euro der Baukosten. Das Gebäude bietet auf 30.000 Quadratmetern etwa drei Millionen Medien Platz.

Klassenausflug in die Uni

Ende September waren etwa 2.300 Kinder an der Uni Potsdam. Die Idee der Kinderuniversität, in der wissenschaftliche Fragen und Themen kindgerecht aufbereitet und präsentiert werden, hat seit 2002 schon mehr als 70 deutsche Hochschulen erfasst. Die Potsdamer sprachen die Grundschulen direkt an und wandten sich nicht über die Medien an die Kinder. An sechs Vormittagen boten sie den Zweit- bis Vierklässlern jeweils zwei Vorlesungen zu verschiedenen Themen an. Indem die Uni Potsdam ganze Klassen ansprach, erreichte sie auch sozial schwache Schichten, und war nicht auf das Engagement der Eltern angewiesen.

Ausgezeichnete Quantenforscher

Juniorprofessuren sollen einen wichtigen Beitrag zur Lehre und Forschung an der Hochschule leisten. Mit 1,25 Millionen Euro wird die Forschung von Jens Eisert, Juniorprofessor für Theoretische Physik und

Quanteninformationen an der Uni Potsdam, ausgezeichnet. Er erhielt den European Young Investigator Award. Dieser Preis wurde dieses Jahr erstmals an 25 Nachwuchswissenschaftler verliehen. Jens Eisert untersucht die physikalischen Grundlagen der Informationsverarbeitung und die Möglichkeiten, Quantenphysik bei der Verschlüsselung von Informationen einzusetzen.

Getestet und für gut befunden

Die Studiengänge Verfahrens- und Umwelttechnik sowie Theater- und Veranstaltungstechnik der TFH Berlin sind von einer hochschulexternen Agentur mit hervorragendem Ergebnis bewertet worden. „Die Studiengänge erfüllen alle Qualitätsanforderungen und machten einen sehr guten Eindruck“, heißt es in dem von der Kommission veröffentlichten Bericht. Betont wird vor al-

lem die gute Ausstattung der einzelnen Labors, die es den motivierten Lehrenden so optimal ermöglichen, die Studenten auf das Berufsleben vorzubereiten.

Studiengang auf Reisen

Die Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ gibt zu diesem Wintersemester ihr Institut für Kultur- und Medienmanagement an die FU ab. Dort wird es als eigenständige wissenschaftliche Einrichtung des Fachbereichs Philosophie und Geisteswissenschaften weitergeführt. Der Studiengang Kultur- und Medienmanagement wird in den Masterstudiengang „Arts and Media Administration“ umgewandelt. Bereits eingeschriebene Studierende können ihr Studium nach den derzeit gültigen Studienordnungen abschließen.

www.ikm-berlin.de

HAL



Auswärts essen

Die TU-Mensa, die auch die UdK-Studierenden nutzen, wird seit Juli umgebaut und saniert. Bis Februar 2005 sollen das Mensa-Foyer und die Essenausgabe komplett neu gestaltet sein und dadurch eine schnellere Versorgung ermöglichen. Solange steht in der alten TU-Mensa (Studentenhaus am Steinplatz) ein eingeschränktes Angebot als Ersatz zur Verfügung.

FOTO: ELENA GEIG

ELIXIA macht dich fit fürs Studium.

Trainieren und Entspannen für nur € 49,-* im Monat ohne Aufnahmegebühr.

ELIXIA Prenzlauer Berg, Landsberger Allee 117a – b, 10407 Berlin, Tel: 030/42 10 21 21

*Angebot bis zum 31. Dezember 2004 für Studenten bei Abschluss einer 18-Monatsmitgliedschaft mit diesem Coupon gültig.

www.elixia.de

ELIXIA
Health & Wellness Group

Mehr Junioren für das Land

Bei den Juniorprofessuren zeigen sich einmal mehr die Probleme der föderalistischen Bildungspolitik.



Die Juniorprofessuren sollten ein Exempel für Reformen in der deutschen Bildungspolitik werden. An ihnen zeigen sich die grundsätzlichen Probleme. Einerseits ist die Landespolitik für die Bildung und Ausbildung vor Ort verantwortlich, andererseits möchte die Bundespolitik einheitliche Regelungen für alle erlassen. Die Bundesministerin für

Bildung und Forschung Edelgard Bulmahn wollte bundesweit die professorale Laufbahn ändern. Die Juniorprofessur soll künftig zur Berufung zum Professor führen; Habilitationen wären nur noch bis 2010 möglich. Nachwuchswissenschaftler sollen auf diesem praktischen Weg („Tenure Track“) die Qualifikation für eine Professur erlangen.

Doch das Bundesverfassungsgericht machte der Ministerin einen Strich durch die Rechnung, indem es den betreffenden Passus im Hochschulrahmengesetz außer Kraft setzte und die Zuständigkeit der Länder unterstrich. Damit wurde wieder einmal die deutsche Kleinstaaterei in der Bildungspolitik betont. Diese führt dazu, dass manche Studiengänge in einigen Bundesländern nicht anerkannt werden, dass Schüler und Studenten so unterschiedliche Dinge lernen, dass sie nicht nur unterschiedlich lange dafür brauchen (beispielsweise 12 oder 13 Jahre für das Abitur), sondern sich mitunter nicht einmal über das selbe unterhalten, wenn sie das gleiche erzählen.

900 statt 6.000

An 65 der etwa einhundert Universitäten in Deutschland wurden bisher über 900 Stellen für Juniorprofessuren geschaffen. Bulmahn hatte einen Bedarf von 6.000 prognostiziert. Die meisten Junioren wollen auch eine Habilitation schreiben, nicht einmal ein Drittel verzichtet darauf. Der Hauptgrund ist die Unsicherheit, ob der „Tenure Track“ bundesweit anerkannt wird. Die erhoffte Senkung des Professorenalters ist derzeit ebenfalls illusorisch. Die meisten Juniorprofessoren beginnen im Alter von 34 Jahren ihre Arbeit, bei der Berufung wären sie dann vierzig. So alt sind habilitierte Professoren auch oft.

Ein weiteres Problem zeigt sich, wenn die sechs Jahre einer Juniorprofessur abgelaufen sind und niemand die Wissenschaftler berufen will oder kann. Im Gegensatz zur Habilitation gibt es für sie kaum Karrierechancen. Daher haben 40 Juniorprofessoren und 21 Nachwuchsgruppenleiter der Humboldt-Universität Anfang September HU-Präsident Jürgen Mlynek ein „Tenure Track“-Konzept vorgelegt, in dem sie eine Perspektive fordern. Da für sie keine Anstellungen im Anschluss an die Juniorprofessur vorgesehen sind, gehen sie nach den sechs Jahren der Universität verloren. Das senkt nicht nur die Motivation zu der geforderten „exzellenten Lehre und Forschung“, sondern die Uni verliert dadurch entstandenes Wissen nach sechs Jahren an andere Hochschulen.

Im Berliner Hochschulgesetz sind Juniorprofessuren schon seit geraumer Zeit vorge-

sehen. Die Humboldt-Universität nahm in diesem Bereich eine Vorreiterrolle ein und beschäftigt derzeit 45 solcher Nachwuchswissenschaftler. Die TU will auf insgesamt 30 Junior-Stellen kommen, zurzeit sind zehn besetzt. Während an den Fachhochschulen die Juniorprofessur keine Rolle spielt, will die Universität der Künste im Laufe des Wintersemesters drei in der Fakultät Gestaltung im Studiengang Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation besetzen. Die Universität Potsdam beschäftigt bereits 16 Juniorprofessoren und die Freie Universität hat einige weitere Stellen für Juniorprofessuren ausgeschrieben.

Junioren haben sich bereits bewährt

Der HU-Vizepräsident für Lehre und Forschung Elmar Tenorth bewertet die Junioren positiv und berichtet, dass diese in den Instituten und in der Universität gut angenommen werden: „Sie haben sich bewährt, sind exzellente Kolleginnen und Kollegen und für die Fächer überaus produktiv.“ Daher soll die Anzahl der Juniorprofessuren bis 2009 auf 73 steigen, das ist ein Viertel der Professorenschaft. Die komplette Abkehr von diesem Modell hätte, so Tenorth, kaum abschätzbare Konsequenzen für die wissenschaftliche Zukunft Deutschlands.

Niedersachsen war sogar einen Schritt weitergegangen und hatte die Habilitation in seinem Hochschulgesetz vom 24. Juni 2002 abgeschafft. Nun wird es erneut umgeschrieben und die Habilitation steht neben der Juniorprofessur und anderen Qualifikationswegen wieder auf einer Stufe. Gerade in solchen Fächern, die international um die besten Wissenschaftler konkurrieren, wird sich nach Meinung des niedersächsischen Wissenschaftsstaatssekretärs Josef Lange die Juniorprofessur durchsetzen.

„Die Juniorprofessur trifft bei den Nachwuchswissenschaftlern auf breite Zustimmung“, freut sich Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn anlässlich der Veröffentlichung einer Studie zur Akzeptanz dieses wissenschaftlichen Karriereweges. Darin äußerten sich über 91 Prozent der befragten Juniorprofessoren zufrieden oder sehr zufrieden mit ihrer Situation. Für diese Einschätzung sind insbesondere die frühe Selbstständigkeit und die hohe Eigenverantwortung ausschlaggebend, verkündet die Pressemitteilung des Ministeriums.

Fatales Zusammenspiel

Bereits Anfang des Jahres war Bulmahn mit ihrer Initiative zu Elite-Universitäten

gescheitert. Nun hat sie mit den Juniorprofessuren vorgeführt, dass sie die Einführung nicht nur schlecht vorbereitet, sondern auch juristisch nicht abgesichert hatte, stellt Thorsten Stegemann in einem Artikel fest (www.telepolis.de). Er fasst zusammen: „Der handwerkliche Dilettantismus, der zu manchen Gesetzesinitiativen der Bundesregierung ganz einfach dazugehören scheint, ergänzt sich nirgendwo so perfekt mit der Unfähigkeit der Länder, über den eigenen Tellerrand zu schauen, wie in der Bildungspolitik. Dieses unerfreuliche Zusammenwirken hat fatale Konsequenzen für die Entwicklung der deutschen Hochschullandschaft und die Zukunftsperspektiven des wissenschaftlichen Nachwuchses.“

Auch wenn die CDU-regierten Länder das Hochschulrahmengesetz ablehnten, sehen sie doch in der Juniorprofessur eine Chance für die deutsche Bildungslandschaft und wollen an dem Konzept festhalten. Baden-Württembergs Wissenschaftsminister Peter Frankenberg hat sich der Sache angenommen und stellt klar: „Wenn wir keinen ‚Tenure Track‘ gesetzlich einräumen, haben wir keine Konkurrenzchancen mehr mit den USA.“ Also macht weiterhin jedes Bundesland, was es für richtig hält.

ROBERT ANDRES ■

Ausbildung mit Zukunft



Tontechnik
Film und 3D
Multimedia

- > internationaler studienabschluss
- > modernste ausstattung
- > 26 jahre lehrerfahrung
- > 40 schulen weltweit
- > individuelle praxiszeit

Berlin
[030] 49 86 00 54

Leipzig
[0341] 253 55 73

Tag der offenen Tür:
12.12., 14-18 Uhr



Fordern Sie einen kostenlosen Prospekt an!

WWW.SAE.EDU

Berlin: saeberlin@saecollege.de Leipzig: saeleipzig@saecollege.de

Kommentar

„Keine Sorge, das mit dem Ba/Ma kriegen wir im laufenden Betrieb hin.“



Wir können froh sein, dass in der Industrie anders gearbeitet wird als in der Bildungspolitik. Erst wird ein Prototyp erstellt, der sich in verschiedenen Tests bewähren muss. Gibt es Mängel, werden diese beseitigt. Eine Serienproduktion läuft nur an, wenn man sich davon überzeugt hat, dass keine Fehler auftreten werden. Denn Rückruf- oder Reparatur-Aktionen sind nicht nur schlecht für das Image, sondern auch sehr kostspielig.

In der Bildung hingegen wird etwas als „schick“ oder „state of the art“ erklärt, erhält einen schönen englischen Namen und muss sofort flächendeckend umgesetzt werden.

Beispiel 1: Die Technische Universität will bis 2008 sämtliche Studiengänge auf Bachelor/Master umstellen. Die ersten Bachelor-Absolventen verlassen die TU erst nächstes Jahr. Man ist aber jetzt schon ganz sicher, dass Bachelor/Master viel besser als ein Diplom und andere Abschlüsse ist. Dabei weiß noch niemand, ob die künftigen Arbeitgeber dieser Absolventen das genauso sehen. Bis jetzt sieht es so aus, dass einige dieser anglikanischen Abschlüsse im Ausland gar nicht anerkannt werden. Da endet die internationale Karriere mit dem deutschen Bachelor oder Master of Anything.

Beispiel 2: Im Sommer wurde die bundesweite Juniorprofessur abgeschafft (Seite 12). Jetzt regelt sie jedes Bundesland für sich allein. Bisher ist niemandem klar, was mit den Personen werden soll, wenn sie ihre sechs Jahre Juniorprofessur hinter sich haben. Auch hier ist noch niemand fertig, aber die Bundesministerin sieht schon einen Bedarf für 6.000 in der Lehre praktizierende Nachwuchswissenschaftler. Ein bisschen beruhigt, dass sich bisher nicht einmal tausend Akademiker auf dieses Spiel eingelassen haben.

Beispiel 3: Die Berliner Universitäten sollen ein Zentrales Gebäudemanagement erhalten (ab Seite 18). Als Grund wird die

Wirtschaftlichkeit angeführt, obwohl die Beweisrechnung noch aussteht. Die beiden anderen Hauptargumente sind eher polemischer Natur: Die Wirtschaft tut es auch und es ist „state of the art“. Bei dieser Beweisführung ist die Einführung dieses Modells unabweichlich. Zahlen würden da nur die Diskussion verwässern.

Das Prinzip solcher Verfahren kann man bei der Rechtschreibreform erkennen. Da wird eine in Teilen blödsinnige Neuregelung durchgesetzt und Änderungen, die sich nach einiger Zeit als notwendig zeigen, abgelehnt. Der Grund dafür ist einfach: Es hat in den vergangenen Jahren so und so viele Menschen betroffen, die nun auch die neuen Änderungen verkraften müssten. Deshalb muss es jetzt unbedingt bei dem neuen Alten bleiben.

Bei der Rechtschreibreform betrifft es nicht einmal ein Fünftel der Bevölkerung, etwa 15 Millionen Schüler. Bei den TU-Absolventen wird es alle betreffen. Die Juniorprofessoren sind als fertig Studierende schlauer und bauen gleich vor. Sie schreiben vorsorglich extra noch die Habilitation. Die Unis gucken allerdings in die Röhre, wenn sie erst einmal ihre Gebäude an eine Zentrale Gebäudeverwaltung abgegeben haben und für ihre dann schlecht verwalteten Räume Miete zahlen müssen.

Immer wird auf die Wirtschaft verwiesen, die dieses so und jenes so tut. Dann muss es ja gut sein und sofort auf das Bildungswesen angewandt werden. Hoffentlich klärt mich nie jemand darüber auf, dass auch Autos und Computer auf diese Weise produziert werden. Noch kann ich daran glauben, dass wenigstens dort die Produkte eine ausführliche Testphase durchlaufen, bevor sie in unsere Hände gelangen.

ALEXANDER FLORIN ■

Heute ist ein guter Tag

... ein paar Leben zu retten

Komm Blut spenden.

Dauerspender erhalten auf Wunsch eine Aufwandsentschädigung.

Haema.

Marzahn
Havemannstrasse 12 b
Tel. 030 936410
Mo-Fr 7.00-20.00 Uhr
Sa 8.00-14.00 Uhr

Hellersdorf
Peter-Weiss-Gasse 1
Tel. 030 992550
Mo-Fr 7.00-20.30 Uhr
Sa 8.00-14.00 Uhr

Landsberger Allee
Landsberger Allee 117
Tel. 030 45799-7
Mo-Fr 11.00-19.00 Uhr

Tegel
Berliner Strasse 25
Tel. 030 437436-0
Mo-Fr 11.00-18.30 Uhr

Haema – Blut ist Leben.
www.haema.de

Billige Medizin

Die Charité muss weiter sparen und will sich in Zentren aufgliedern.

Europas größtes Uniklinikum bereitet sich auf die Zukunft vor. Bis 2010 soll die Universitätsmedizin in Berlin 98 Millionen Euro einsparen. Deshalb legen die Freie Universität das Universitätsklinikum Benjamin Franklin und die Humboldt-Universität die Charité zur „Charité – Universitätsmedizin Berlin“ zusammen. Nach den anfänglichen Problemen, die jede Fusion mit sich bringt, ist jetzt im Alltag so etwas wie Normalität eingetreten. Das bedeutet aber nicht, dass jetzt alles so bliebe, wie es ist.

Neben den verordneten 98 Millionen Euro sorgt noch ein weiterer Faktor für verstärktes Sparen. Künftig können die Universitätskliniken nur die gleichen Kostensätze berechnen wie alle anderen Krankenhäuser, nämlich die so genannten Fallpauschalen. Das bedeutet, dass die Tagessätze nicht mehr von den realen Kosten abhängen. Eine medizinische Behandlung ist dann überall gleich teuer. Die Charité versucht nun, die Kosten so zu reduzieren, dass die üblichen Tagessätze ausreichen. Der Krankheitsfall, den ein städtisches Berliner Krankenhaus für 3.150 Euro behandelt, kostet an der Charité bisher 3.420 Euro.

Dazu wird die Zahl der Betten bis Ende des Jahres um über 400 auf 3.117 reduziert. Außerdem sollen die Patienten ihre Betten schneller wieder verlassen. Bisher verbringt der Durchschnittskranke zwischen neun und zehn Tagen im Charitébett. Das soll sich auf fünf bis sechs Tage verkürzen. Die dadurch entstehenden Leerzeiten können durch die Reduzierung der Betten allein nicht ausgeglichen werden. Daher wird die Charité vermehrt Patienten gewinnen müssen.

Alle unter einem Dach

Die bislang über einhundert Institute und Einzeleinrichtungen sollen in etwa 15 bis 20 Zentren neu aufgegliedert werden. Bei der Bildung dieser Zentren will man sich am Nutzen für die Patienten sowie der Ressourcenoptimierung orientieren, wobei die wissenschaftlichen Schwerpunkte ebenfalls berücksichtigt werden. Diese Zentren widmen sich jeweils bestimmten Bereichen – zum Beispiel der Chirurgie, dem Herzen, der Transplantation oder den Infektionskrankheiten – und sollen eigenverantwortlich arbeiten. Das bedeutet, dass die Charité nun

mehr als „Dachorganisation“ für diese etwa 15 Zentren auftritt, die jeweils ihre eigenen Budgets und Aufgaben haben.

Der genaue Zuschnitt der einzelnen Richtungen ist noch nicht geklärt. Eine der zahlreichen Fragen bei der Zentrenbildung ist beispielsweise, ob die Gynäkologie zum Mutter-Kind-Zentrum gehört. Auf jeden Fall wird die Umsortierung einen Mentalitätswechsel bei der Professorenschaft bewirken. Der Vorstandsvorsitzende Detlev Ganten unterstreicht das: „Künftig brauchen wir keine Einzelkämpfer mehr, sondern Teamspieler.“

Für die Umgestaltung der Charité fordert Ganten den nötigen Handlungsspielraum ein: „Politik und Wirtschaft müssen der Universitätsmedizin Freiräume für die Entwicklung schaffen.“ Im Gegensatz zu seinem Vorgänger Bernhard Motzkus will er alle vier Standorte in Mitte, Wedding, Steglitz und Buch erhalten. Diese Streuung über die Stadt ist günstig, um möglichst viele Patienten zu gewinnen. Überhaupt sieht es trotz der Sparmaßnahmen gar nicht so schlimm für die Charité aus. Jährlich wirbt sie 100 Millionen Euro an Drittmitteln ein und ist zuversichtlich, diese auf 150 Millionen Euro zu steigern. Denn in der EU hat man sich geeinigt, bis 2010 die Ausgaben für Bildung, Wissenschaft und Innovation auf drei Prozent des Bruttoinlandsproduktes zu erhöhen. Dadurch steht künftig mehr Geld für Einwerbungen zur Verfügung.

Zukunft ab 2005

Bis Ende des Jahres werden die grundlegenden Entscheidungen über die Zukunft der Charité getroffen. Anfang 2005 soll ein Strukturgesetz für die Hochschulmedizin beschlossen werden. Dann ist klar, ob die Charité weiterhin zur Freien und Humboldt-Universität gehört oder eine eigenständige Institution, womöglich auch eine GmbH wird. Wissenschaftssenator Thomas Flierl möchte den Status der Charité jedoch nicht



Friedrich Theodor Althoff (1839–1908) war zur Jahrhundertwende maßgeblich am Ausbau der Charité beteiligt. Derzeit muss sich das größte Universitätsklinikum Europas neuen Veränderungen stellen. FOTO: ALF

ändern. Denn jede Änderung würde Unruhe in die notwendige Umgestaltung bringen.

Die Charité, die mit ihren 15.000 Mitarbeitern als zweitgrößter Arbeitgeber in Berlin gilt, muss außerdem über 400 Millionen Euro aufbringen, um notwendige Investitionen und Umgestaltungen finanzieren zu können. Auch das derzeitige, historisch gewachsene Tarifchaos muss beseitigt und gegen eine leistungsorientierte Bezahlung ersetzt werden.

Auf ihrer Klausurtagung Ende August beriet die Führungsriege die Zukunft der Charité. Diese besteht in einem neuen Selbstverständnis: „Die Charité muss sich fortan gleichermaßen als Universitätsklinikum und als Wirtschaftsunternehmen begreifen“, so Ganten. Das Leitbild könnte „Heilen, Helfen, Forschen, Bilden“ lauten. Daraus lassen sich die künftigen Geschäftsfelder ableiten. Diese umfassen sowohl Gesundheitserziehung und Präventivmedizin als auch eine Akademie für Fort- und Weiterbildung und natürlich Diagnostik, Therapie und Rehabilitation. Auch soll die Kooperation mit Ärzten und anderen Einrichtungen wie dem landeseigenen Vivantes-Konzern verbessert werden.

ELENA GEIG ■

Teile und herrsche

Die Hochschulen brauchen Geld, die öffentlichen Kassen sind leer – bleiben also nur noch Studiengebühren.



„Keine Studiengebühren“ war beim Streik 1997 eine Hauptforderung. Im vergangenen Jahr spielte dieses Thema nur eine untergeordnete Rolle.

Berlin kann seine Bedeutung in der Hochschulbildung nur behalten, wenn es endlich Studiengebühren einführt. Appelle dieser Art sind nicht neu, häuften sich aber in den vergangenen Monaten. Noch sind Studiengebühren im Hochschulrahmengesetz verboten, doch das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe beschäftigt sich seit einiger Zeit mit dem Thema und könnte das Verbot bald aufheben.

Die CDU-regierten Länder stehen in den Startlöchern, die Studiengebühren sofort einzuführen. Können Studenten die Belastungen nicht aufbringen, erhalten sie ein Darlehen. Die SPD-regierten Länder bevorzugen das so genannte „Konten-Modell“, das Berlins Wissenschaftssenator vergangenes Jahr für Berlin vorstellte. Danach erhält jeder Studierende ein bestimmtes Kontingent „Gutscheine“, die für Lehrveranstaltungen aufgebraucht werden. Wer bestimmte Prüfungen nicht schafft oder weitere Veranstaltungen besuchen muss oder will, muss diese bezahlen. In Rheinland-Pfalz wird das Studienkontenmodell jetzt eingeführt, in Nor-

drhein-Westfalen gibt es das bereits seit dem Sommersemester.

Geld in die leeren Kassen

Die öffentlichen Kassen sind so leer, dass das Bildungsniveau unmöglich gehalten werden kann. Das betonten alle Hochschul-Präsidenten und -Rektoren übereinstimmend angesichts der Etat-Kürzungen in den vergangenen Jahren. Sucht man jetzt Geldquellen, gibt es zwei Möglichkeiten. Entweder man findet einige wenige, die viel geben, oder viele, die alle ein bisschen geben.

Die Wirtschaft fällt in die erste Kategorie. Sie fordert eine qualifizierte Ausbildung und profitiert davon. Gibt die Wirtschaft in großem Maße Geld, möchte sie natürlich Einfluss auf die Verwendung und damit auf die Hochschulbildung haben. Diese will sich die Bildungspolitik aber nicht nehmen lassen, sie mag die Idee, die immensen

Kosten auf viele Schultern zu verteilen. Die Einzelbelastung und damit der Widerstand wäre geringer.

Bisher trägt der Berliner Haushalt die Kosten für die Hochschulen allein. Um nicht jährlich verhandeln zu müssen, gibt es seit 1997 Hochschulverträge, die die Zuwendungen für mehrere Jahre festschreiben. Kürzungen sind seitdem aber der Normalfall und nicht die Ausnahme.

Keine Zukunft ohne Gebühren

Manche Zusatzstudiengänge kosten bereits Geld, so sind für die Ausbildung in „Kulturjournalismus“ an der UdK etwa 5.000 Euro pro Jahr fällig. Langzeitstudierende zahlen höhere Rückmeldegebühren – obwohl sie meist die Hochschulen deutlich weniger in Anspruch nehmen als Studierende in unteren Semestern.

Politiker aller Gesinnungen und Unternehmer rufen immer lauter nach Studiengebühren und schildern die Zukunft, falls diese ausbleiben, in den düstersten Farben. Auch

die Hochschulverwaltungen sehen ein, dass sie dringend Geld brauchen und stimmen in die Forderungen ein. Der ehemalige FU-Präsident und derzeitige Vorsitzende der Hochschulrektorenkonferenz Peter Gaethgens schließt „einen privaten Anteil“ am Studium schon lange nicht mehr aus.

Bildungsministerin Edelgard Bulmahn mag zwar das Verbot von Studiengebühren nicht aufheben, findet aber Gebühren für Langzeitstudierende und Gaststudenten in Ordnung. Einig sind sich alle Gebührenrufer in zwei Punkten. Die Gebühren können nicht kostendeckend sein und sollen den Hochschulen zur Verbesserung der Betreuung und Lehre zugute kommen. Zweitens muss sozial Schwächeren ein Studium ermöglicht werden. Damit spielt die Herkunft für das Studium wieder eine große Rolle, denn Kinder aus „armen Verhältnissen“ müssen neben den Gebühren noch die Zinsen für die Darlehen aufbringen.

Geld erst hinterher

Bei allen Überlegungen zu einem allseits tragfähigen Modell der Hochschulfinanzierung sollten bereits gemachte Erfahrungen berücksichtigt werden. Nach Einführung der Rückmeldegebühren 1997 wurde der Zuschuss um den Betrag gekürzt, den die Hochschulen aus den Gebühren einnehmen. In Australien trat ebenfalls der Effekt ein, dass nur kurz nach Einführung der Gebühren die staatlichen Zuwendungen um den Betrag der Gebühren gesenkt wurden.

Unterm Strich haben die Hochschulen die gleiche Menge Geld zur Verfügung. Die Bildungsausgaben sind nur umverteilt. Dass sich der Staat angesichts seiner leeren Kassen ein Stück zurückziehen möchte, ist nachvollziehbar. Da das möglichst schnell geschehen muss, ist verständlich, warum die fairste Möglichkeit kaum im Gespräch ist. Nachgelagerte Studiengebühren werden nach einer Umfrage der HU-Sozialwissenschaften vom Sommer von den Betroffenen akzeptiert. Diese Regelung, dass man nach dem Studium für eine bestimmte Zeit einen geringen Anteil seines Einkommens zahlt, würde alle betreffen, die von dem deutschen Bildungssystem im Beruf profitieren. Doch dieses Modell brächte erst in einigen Jahren Geld in die Kassen.

ELENA GEIG ■

Bist du noch normal?

Was die 17. Sozialerhebung aus dem Jahr 2003 über dich verrät, oder auch nicht.

Bist du normal? Wenn sich Normalität in Zahlen ausdrücken lässt, kannst du es leicht herausfinden, wenn du in die 17. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks schaut, die die Hochschul-Informationssystem GmbH (HIS) durchgeführt hat. So normal wie etwa 65 Prozent aller Studierenden bist du, wenn du nicht mehr im Elternhaus lebst, ledig bist und deinem Erststudium nachgehst.

Diese „Normalstudenten“ haben monatlich 767 Euro zur Verfügung, von denen sie 250 Euro für die Miete ausgeben. Natürlich sind das nur Durchschnittswerte. Jeweils ein Viertel hat weniger als 600 Euro bzw. mehr als 840 Euro zur Verfügung. Auch der Studienort beeinflusst dein Einkommen. In den alten Bundesländern liegt es durchschnittlich bei 786 Euro, in den neuen bei 666 Euro.

89 Prozent der Studierenden erhalten elterliche Unterstützung in der Durchschnittshöhe von 435 Euro. Vielleicht gehörst du auch zu den 27 Prozent der Bafög-Empfänger und erhältst von der Behörde monatlich 352 Euro. Gehst du einem Nebenjob nach, freut es dich sicherlich, dass du nur 27 Prozent des Lebensunterhaltes davon bezahlen musst; seit 1982 (19 Prozent) war dieser Anteil bis 2000 (30,5 Prozent) ständig gestiegen. Hast du noch einige Semester vor dir, wird der Nebenjob möglicherweise sogar als Finanzierungsquelle an Bedeutung verlieren – rein statistisch gesehen.

Monatlich gibst du etwa 37 Euro für Lernmittel (Fachliteratur, Verbrauchsmaterialien) und 86 Euro für den Öffentlichen Nahverkehr bzw. dein Auto aus. Am Anfang deines Studiums studierst du jede Woche 36 Stunden. Doch das legt sich nach mehreren Semestern. Schließlich musst du wie 63 Prozent einem Nebenjob nachgehen, der dir monatlich 327 Euro einbringt. Mit Geldverdiensten verbringst du wöchentlich 13 Stunden. Als Studienanfänger betrifft das aber nur jeden zweiten. Bei den 23- und 24-Jährigen sind es schon zwei Drittel und bist du 27 oder älter, liegen die Chancen, dass du einem Nebenjob nachgehst, bei 75 Prozent.

Wie die anderen 56 Prozent der Nebenjobber weißt du, dass der Nebenerwerb für deinen Lebensunterhalt unbedingt notwendig ist. Mit 51 Prozent stimmst du überein, wenn du behauptest, dass du im Nebenjob wichtige Erfahrungen für den späteren Beruf sammelst. Eher ungewöhnlich ist es, wenn

du mindestens ein Kind hast, denn das betrifft gerade einmal sechs Prozent.

Fast normal ist es, wenn du männlich bist, denn immer noch studieren mehr Männer als Frauen. Von allen Studierenden sind 47 Prozent weiblich, bei den Erstsemestern sind es aber immerhin fast genau 50 Prozent. Und solltest du vor vier Monaten deinen 24. Geburtstag gefeiert haben, bist du ebenfalls genauer Durchschnitt. Jedenfalls hast du großes Glück, dass du nicht 1970 mit deinem Studium angefangen hast, denn dann wärst du in einer kleinen Minderheit gewesen. Während heute 38 Prozent eines Jahrgangs ein Studium aufnehmen, waren es damals gerade einmal 11 Prozent.

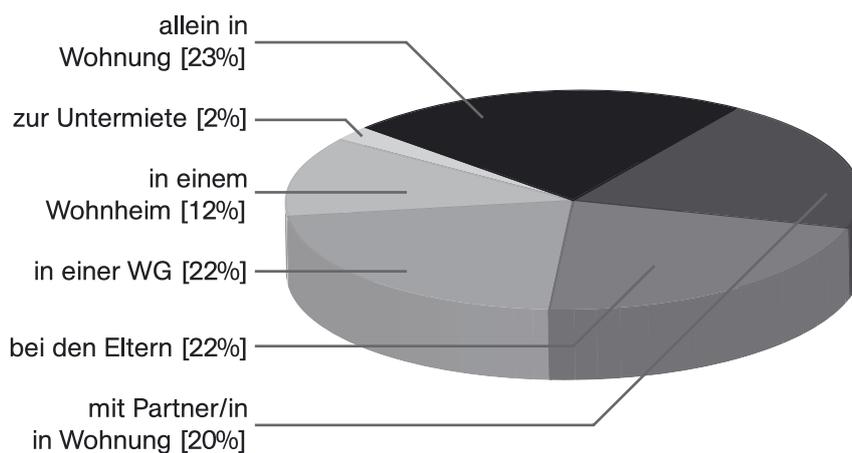
Du glaubst gar nicht, welche große Rolle deine Herkunft spielt. Kommst du aus den neuen Bundesländern, gehörst du zu den wenigen 28 Prozent deines Jahrganges, die studieren; in den alten sind es 39 Prozent. Gilt deine Herkunft als „sozial niedrig“, hast du eine 10-Prozent-Chance auf ein Studium. Mit „sozial mittel“ sind es 29, mit „gehoben“ 66 Prozent und mit einem „hohen sozialen Niveau“ hast du eine 81-prozentige Chance.

Wenn all die Zahlen auf dich überhaupt nicht zutreffen, wirst du sicherlich eine Menge Kommilitonen haben, über die du jetzt richtig gut Bescheid weißt.

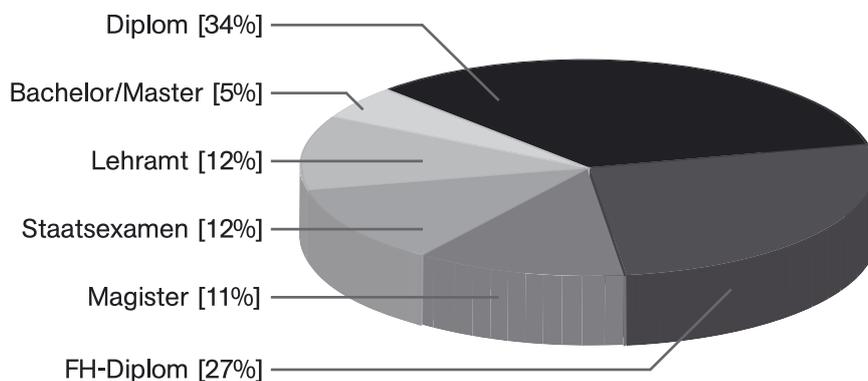
www.sozialerhebung.de ☐

ALEXANDER FLORIN ☒

Wo wohnen Studierende?



Was wollen Studierende erreichen?



Universität zu vermieten

Die Unis sollen keine Gebäude mehr selbst besitzen, sondern nur noch benötigte Räume mieten. Sie wehren sich gegen ein Zentrales Gebäudemanagement.

Berlin hat kein Geld und wo es geht, sollen die Unis zusammenlegen oder wenigstens outsourcen. Denn Zusammenlegungen und Outsourcing sparen – so zumindest die gängige Theorie – enorme Summen. Nachdem in den vergangenen Jahren bereits die Hochschulmedizin von FU und HU fusionierte und Doppelangebote abgebaut wurden, soll nun die Gebäudeverwaltung zentralisiert werden. Das Modell dafür ist noch zu entwickeln. Vorstellbar wäre ein Mieter-Vermieter-Modell. Danach würden die Unis alle Flächen an ein zu gründendes Verwaltungsunternehmen abgeben und benötigte Flächen mieten. Sie bräuchten sich dann nicht mehr selbst um die Gebäude zu kümmern.

Die SPD-Abgeordnete und Vorsitzende des Ständigen Ausschusses für Wissenschaft und Forschung Annette Fugmann-Heesing verspricht sich von diesem Modell deutliche Einsparungen. Ein Vermieter könne die Gebäude besser verwalten und die Unis würden zu einem effizienteren Umgang mit den Gebäuden angehalten. Schließlich bräuchten die nächsten Hochschulverträge weitere Budgetsenkungen, die abgefangen werden müssen.

Die Erfahrungen der Wirtschaft und öffentlichen Verwaltung hätten gezeigt, dass Outsourcing die Kosten senke. Und, so ergänzt die ehemalige Berliner Finanzsenatorin Fugmann-Heesing, sei ein Mieter-Vermieter-Modell „State of the Art“.

Als Mieter könnten die Unis selbst bestimmen, wie viel sie mieten wollen und dadurch freier mit ihren knappen Haushalten umgehen. Natürlich müsse die Wirtschaftlichkeit des jetzigen Gebäudemanagements überprüft werden, um Empfehlungen für die konkrete Ausgestaltung des Modells zu geben. Wichtig ist, dass Großinvestitionen wie die HU-Bibliothek oder die Neubauten der Freien Universität dann nicht mehr die Uni-Budgets belasten. Selbstverständlich sollen die Ersparnisse den Universitäten zugute kommen. Fugmann-Heesing unterstellt den Technischen Abteilungen zwar keine generelle Unwirtschaftlichkeit; diese hätten aber nicht die Gesamtsicht auf die Lebenszyklen der Gebäude wie ein Vermieter. Außerdem würde solch ein Vermieter deutlich nutzerorientierter („output-orientiert“) arbeiten, was der Lehre und Forschung zugute käme.

Bisher seien die universitären Gebäudemanagements „input-orientiert“.

Widerstand der Größe wegen

Das klingt eigentlich alles ganz gut, warum sträuben sich aber die Universitäten dagegen? Zum einen verweisen sie auf die große Fläche, die jede Uni allein hat: HU 280.000, FU 300.000 und TU etwa 400.000 Quadratmeter Nutzfläche. Damit können sie überall als Großkunde auftreten und bei Energie, Telefon oder Reinigung günstige Konditionen aushandeln. Nach Meinung der verantwortlichen Leiter der Technischen Abteilungen ist bei der Bewirtschaftung keine nennenswerte Einsparung zu erzielen – wenn man das erreichte Niveau halten will.

Bedenkt man, dass für alle Gebäude zwischen zehn und fünfzehn Prozent des Uni-Gesamthaushaltes aufgewandt werden, ist das zu erzielende Einsparpotenzial eher gering. Die oft beschworenen Synergieeffekte kann bereits jede Uni allein nutzen: Ob man für die Reinigung 50.000 oder eine Million Quadratmeter ausschreibt – der angestrebte Billigpreis pro Quadratmeter ist schon seit Jahren erreicht.

Wo könnte aber gespart werden? Die Humboldt-Universität (HU) beispielsweise besitzt einige Flächen, die sie weder nutzen noch verkaufen kann. Auch sind durch bestehende, langfristige Mietverträge in wenig geeigneten Gebäuden eine Menge Geld gebunden und rechnerisch Flächen in der Kalkulation, die die Uni nicht sinnvoll nutzen kann. Dem wirkt die HU entgegen, indem sie beispielsweise für die Germanistische Fakultät das Seminargebäude am Hegelplatz umbaut. Und das kostet sie nichts: Der Umbau wird aus den Mieten, die dann für das Gebäude in der Schützenstraße entfallen, bezahlt.

Alle drei Universitäten arbeiten seit Jahren daran, die Kosten zu reduzieren. Zum einen streben sie an, sämtliche Mietobjekte loszuwerden und nur noch eigene, optimal auf universitäre Bedürfnisse zugeschnittene Gebäude zu nutzen. Zum anderen sparen sie an allen Ecken und Enden. Der Personalbestand ist seit Jahren rückläufig, geeignete Aufgaben werden zu Billigpreisen outsourct. Um die Verwaltung der Gebäude zu



Seit Jahren saniert die FU ihre Rost- und Silberlaube.

FOTOS: ALEXANDER FLORIN

vereinfachen und zu optimieren, haben HU und TU extra Software entwickelt. Auch treffen sich die Leiter der Technischen Abteilungen regelmäßig zum Gedankenaustausch.

Raus aus dem Haus

Die Unis haben starke Einwände gegen das Mieter-Vermieter-Modell, denn es macht sie vom Vermieter abhängig und könnte ebenfalls zu ungünstigen Raumsituationen führen. Bauen und bewirtschaften die Uni dagegen ihre Gebäude selbst, hätten sie volle Kontrolle und könnten sicherstellen, dass alles ihren Bedürfnissen entspricht. Im Extremfall kann ein Mietmodell dazu führen, dass etablierte Gebäude aufgegeben werden müssen. Man stelle sich vor: Die Miete für das HU-Hautgebäude zwänge die Uni zum Auszug, wenn sie bis dahin nicht sowieso schon in das Mietparadies Adlershof umgezogen ist.

Bei einem Mietmodell entsteht noch ein ganz anderes Spannungsfeld. Plötzlich kostet jedes Büro, das in einem sowieso genutzten Gebäude untergebracht ist, zusätzlich Geld, nämlich Miete. Ob die Unis beispielsweise den studentischen Verwaltungen und Projekten diese Mieten in Rechnung stellen, wäre eine noch zu klärende Frage. Wenn sie es täte, wäre dadurch der Handlungsspielraum der studentischen Selbstverwaltung deutlich eingeschränkt. Als Mietzahler hätten sie auch das Bestreben, in möglichst preiswerte Räume umzuziehen, die jedoch meist ungünstig gelegen sind. Das würde die Arbeit zusätzlich erschweren.

Die Flächennutzung wirft ebenfalls Probleme auf. Ein Hochleistungslabor ist nicht ohne weiteres in einem Mietobjekt anzusiedeln, teilweise sind dafür schwerwiegende bauliche Änderungen notwendig. Auch frisch berufene Professoren haben oft Umbauwünsche, die schnell und in Absprache mit den Beteiligten erledigt werden sollen. Ein verantwortlicher Vermieter hätte da kaum das nötige Verständnis.

Er wird selten so schnell auf Wünsche reagieren können wie die Technischen Abteilungen. Diese haben außerdem den Vorteil, dass sie als Entscheidende und Ausführende in den Universitäten bekannt sind. Die Abstimmung zwischen den Fachbereichen und ihnen kann oft unbürokratisch und schnell erfolgen.

Es geht um viel Geld

Die HU und TU haben einen Baurückstand von 250 Millionen Euro und 125 Millionen Euro, der daraus resultiert, dass notwendige Baumaßnahmen zum Erhalt in den vergangenen Jahren nicht durchgeführt werden konnten. Die Chancen, dass dies durch

einen Vermieter ausgeglichen werden könnte, stehen eher gering.

Zwei weitere logische Probleme ergeben sich aus dem Mietmodell. Erstens will auch ein altruistischer Vermieter von etwas leben – von den Mieten nämlich, die die Unis bezahlen. Zweitens stellt sich die Frage, wie eine Zentralisierung in dieser Größenordnung (etwa eine Million Quadratmeter Nutzfläche) Einsparungen bringen kann; dezentrale Strukturen sollen doch wesentlich effizienter sein, hieß es zumindest immer.

Auch ist die Aufgabenverteilung nicht immer klar geregelt. Die Berliner Universitäten dürfen im Gegensatz zu den meisten Unis in Deutschland selbst bauen, doch eigentlich ist die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung dafür zuständig. Diese hat ihren eigenen Etat und würde dadurch die Uni-Budgets nicht belasten. Die Erfahrungen mit Baumaßnahmen, die der Bausenat betreute, überzeugten jedoch die Technischen Abteilungen, lieber selbst die Verantwortung zu übernehmen. Es geht schneller und wird besser.

Aus Mangel an Beweisen

Der Beweis, dass ein Zentrales Gebäudemanagement wirtschaftlicher als die Technischen Abteilungen der Unis arbeite, steht noch aus. Dieses müsste nicht nur externe Architekten beschäftigen – da alles outsourct wird, hätte es keine eigenen – sondern auch die zahlreichen Arbeitsstunden bezahlen, in denen sich diese in Begehungen und Besprechungen vor Ort ein Bild von den Gegebenheiten und Vorstellungen der Betroffenen verschaffen. Das ist neben dem finanziellen auch ein zeitlicher Aufwand, der in der jetzigen Konstellation nicht besteht.

Das Problem der externen Bauherren wird deutlich, wenn man sich die langjährige Baustelle Adlershof vor Augen führt. Eine Untersuchung der Hochschul-Informations-System GmbH (HIS) stellt in ihrem üblichen sachlichen Tonfall fest: „Für die Naturwissenschaften der HU wurde am Standort Adlershof ein vollständig neuer Standort errichtet, der durch die Technische Abteilung personalintensiv vorbereitet und begleitet werden musste, obgleich die eigentliche Bauherrenfunktion bei der Senatsverwaltung für



Wie viel Miete müsste die TU für diesen Gang bezahlen?

Stadtentwicklung lag.“ Woher soll jetzt das Vertrauen in den Vermieter kommen, wenn bisher externe Verwaltungen und Verantwortliche eher zu enttäuschen als zu begeistern wussten.

Und die HIS-Untersuchung hält noch eine weitere Überraschung bereit: „Einer Strategie, Kostenreduktionen im Bau- und Gebäudemanagement pauschal über eine verstärkte Nutzung von Outsourcing-Potenzialen erreichen zu wollen – wie dies in der öffentlichen Meinung häufig gefordert wird – muss [...] für die Berliner Universitäten mit einer gewissen Skepsis begegnet werden.“ Das war allerdings nur eine grobe Untersuchung und weitere zielorientierte Untersuchungen sollen ihr folgen. Denn die Berliner Regierung will den Umgang mit den Immobilien effizienter gestalten und besteht darauf, ein Zentrales Gebäudemanagement für die Berliner Universitäten noch in dieser Legislaturperiode beschließen zu müssen.

ALEXANDER FLORIN ■

Koalitionsvereinbarung [Auszug]

„Die äußerst schwierige finanzielle Situation des Landes Berlin verlangt von den Hochschulen besondere Anstrengungen, um in den nicht unmittelbar die wissenschaftlichen Leistungen betreffenden Bereichen (Verwaltung, Liegenschaften) zu einer verbesserten Kostenstruktur zu kommen. Dazu dienen die Kosten- und Leistungsrechnung, die Schaffung hochschulübergreifender Verwaltungs- und Serviceeinrichtungen, wo dies sinnvoll ist, sowie die Bildung hochschuleigener Servicegesellschaften unter möglicher Einbeziehung Dritter.“ ■

Villa ade

Die FU will ihre drei Campusse kompakter gestalten und viele Villen aufgeben.

Das größte Gebäudeproblem der Freien Universität (FU) sind derzeit ihre Villen. Darin sind die „kleinen“ Fächer untergebracht und die meisten Villen sind bis unter das Dach vollgestopft. Insbesondere die Situation der Bibliotheken ist kritisch: Teilweise müssen die Bücher in weiteren Zimmern untergebracht oder im Gang gestapelt werden. Der Leiter der Technischen Abteilung Peter Kunze ist seit langem bestrebt, Villen zu verkaufen und damit zwei Neubauten zu finanzieren. Denn gerade in der alltäglichen Bewirtschaftung sind die kleinen Gebäude sehr unrentabel, beispielsweise verursachen sie mit nur fünf Prozent der Gesamtfläche über 40 Prozent der Reinigungskosten.

Scheinbar banale Dinge wie Toiletten, studentische Sozialbereiche, Teeküchen müssen für jede Villa separat eingerichtet und gewartet werden. In einem großen Gebäude ließen sich solche Nebensächlichkeiten viel praktikabler gestalten. Auch die vielen Teilbibliotheken der Rost- und Silberlaube sollen in eine große Bibliothek für die kleinen Fächer ziehen. Diese wäre beispielsweise bei der Betreuung viel besser ausgestattet, denn oft müssen statt richtigen Bibliothekaren derzeit wissenschaftliche Mitarbeiter die Bücherbestände verwalten.

In den vergangenen Jahren wurden die Rost- und Silberlaube abschnittsweise asbestsaniert und viele betroffene Institute ausgelagert. Bei den aktuellen Umbauten ändert sich die innere Aufteilung: eigenständige Institute sollen auch räumlich eigenständig werden. Bis Mitte 2005 wird die Foster-Bibliothek fertiggestellt sein und die philologischen Bibliotheken aufnehmen. Danach steht der letzte Bereich an der Habelschwerdter Allee für die Sanierung auf dem Plan.

Neu und gut

Derzeit sind zwei konkrete Großbauvorhaben in Planung. Das eine ist ein Neubau nordöstlich von der Rost- und Silberlaube, um die Villen zu ersetzen. Dabei wird auch die jetzige erziehungswissenschaftliche Bibliothek deutlich erweitert und erhält

im Keller ein Magazin, um die kleinen Bibliotheken mit aufzunehmen. Dann stehen die Räume in der Rost- und Silberlaube als Veranstaltungsräume für Seminare und Vorlesungen zur Verfügung. Das zweite Großvorhaben ist ein neues Gebäude für die Veterinärmedizin.

Da das Land für diese Bauvorhaben, die zusammen etwa 60 Millionen Euro kosten, kein Geld hat, muss die FU den Eigenanteil – eine Hälfte bezahlt der Bund – selbst aufbringen. Dies soll durch den Verkauf vieler Villen geschehen. Ab 2006 möchte Kunze bauen, doch erst muss die Finanzierung



Am liebsten baut die FU selbst.

FOTO: ALF

komplett geklärt sein. Nebenbei saniert die FU die Gebäude der Pharmazie im laufenden Betrieb und seit August außerdem das Tropenhaus des Botanischen Gartens, wofür die Kosten ebenfalls im zweistelligen Millionenbereich liegen.

Die überraschende Kündigung der Villa, in der die Ostasienstudien untergebracht sind, stellt die Technische Abteilung seit Mitte des Jahres vor neue Herausforderungen. Man kann nicht einfach die 1.000 Quadratmeter nehmen und woanders unterbringen. Die Bibliothek mit ihrem großen und wertvollen Bestand und neue Baurichtlinien, die den Flächenbedarf leicht verdoppeln können, waren nur einige der zu lösenden Probleme. Kurzfristig wurden die Planungen für ein Gebäude umgeworfen, ein biologisches Institut aus der Ehrenbergstraße anderweitig untergebracht und der Umbau während des Semesters sowie der Einzug des ostasiatischen Seminars Anfang nächstes Jahr organisiert. „So etwas kann keine übergeordne-

te Gesellschaft leisten, nur die Leute vor Ort, die die Verhältnisse genau kennen und mit den Betroffenen Hand in Hand arbeiten.“

Streit und Langsamkeit

Bei einem Zentralen Gebäudemanagement sieht Kunze zwei Hauptprobleme. Zum einen muss dieses entscheiden, für welche Uni von den knappen Mitteln etwas gebaut wird. Derzeit setzt jede Hochschule ihre Prioritäten selbst und kratzt die Mittel zusammen. „Da muss niemand die HU-Bibliothek gegen das Große Tropenhaus abwägen – so eine Entscheidung ist objektiv unmöglich.“ Auch führt dies den proklamierten Wettbewerb der Hochschulen untereinander ad absurdum. Etwa ein Drittel der Professuren wird in den nächsten Jahren an der FU neu besetzt und die möglichen baulichen Veränderungen sind mitunter wichtige Kriterien bei der Entscheidung der Bewerber für eine Uni. Setzt ein Gebäudemanagement für alle drei Unis die Prämissen, hat es damit direkten Einfluss auf die Lehre und Forschung.

„Alles, was oberhalb der Uni-Ebene ist, arbeitet schwerfällig“, fasst Kunze seine Erfahrungen und damit das zweite Problem zusammen, „der Bausenator hat uns nie fristgerecht ein mängelfreies Haus übergeben.“ Nicht einmal die Rostlaube, die die FU seit den 60er-Jahren besitzt und bei der zurzeit die Dächer und Fassaden saniert werden, hat sie aufgrund von Mängeln bisher formal abgenommen. Deshalb ist Kunze froh, dass die Technische Abteilung ihre großen Baumaßnahmen derzeit selbst betreuen darf. Bei der Sanierung der Pharmazie zeigt sich der Vorteil deutlich: Die Technische Verwaltung als uni-interne Einrichtung hat kurze Wege und enge Kontakte zu den Betroffenen. Der Leiter für den Hochbau arbeitet in der Technischen Abteilung und ist nicht wie beim sonst zuständigen Senat für Stadtentwicklung in einer eigenen Abteilung untergebracht. Dadurch entfallen viele komplizierte und langwierige Abstimmungsverfahren.

Wenn diese Vorhaben realisiert sind, „kommen die nächsten Baumaßnahmen, so eine Universität steht ja nicht still“, sagt Kunze und möchte die drei großen FU-Standorte weiter konzentrieren, „sie sollen möglichst kompakt werden.“ Auch wird es bei Berufungen oder anderen Umstrukturierungen stets Baumaßnahmen geben, etwa die Hälfte des Raumbestandes muss in den nächsten Jahren „angefasst“ werden. Dabei gibt das Präsidium den stets engen Zeitrahmen vor. Dieser würde wahrscheinlich nicht einmal für den Schriftverkehr und die Vorbereitungen mit dem Zentralen Gebäudemanagement reichen.

ALEXANDER FLORIN ■

Alles andere als optimal

Die HU hat zu viel Fläche, zu wenig Geld, zu viel Baurückstand.

Die Humboldt-Universität (HU) steht vor einem paradoxen Problem: Sie hat nicht genügend Geld, um ihre Mietgebäude aufgeben zu können. Dass Geld fehlt, erkennt man am Rückstand bei den notwendigen Maßnahmen zur Instandhaltung – etwa 250 Millionen Euro. Jährlich zahlt die HU 16 Millionen Euro Miete für ihre verschiedenen Gebäude. „Könnten wir diese Summe investieren, wären wir bald alle Gebäudesorgen los“, bringt es der Leiter der Technischen Abteilung Ewald Joachim Schwalgin auf den Punkt.

Im Dezember 2002 beschloss der Akademische Senat, sich von den teuren Mietobjekten zu trennen und die derzeit verstreute Universität am Standort Berlin-Mitte zu konzentrieren. Der Um- und Erweiterungsbau des Seminargebäudes am Hegelplatz zur Heimat der Germanistischen Institute ist ein Schritt dorthin. Das Grimm-Zentrum, in dem ab 2007 die Bibliothek unterkommen soll, ist ein weiterer. Zur Überbrückung zieht sie ab Mai in die Hessische Straße.

Die Finanzierung des Baus für die Germanistischen Institute basiert darauf, dass die Investitionskosten bezahlt werden, wenn die Institute Ende 2006 einziehen und die Uni die Miete für das Mossezentrum in der Schützenstraße spart. Doch scheint es, dass nicht alle Entscheidungsträger dieses Modell begrüßen, da es Universitätsgelder im Baubereich auf lange Zeit bindet. Das würde die Einführung eines Zentralen Gebäudemanagements (ZGM) für die drei Universitäten nur verkomplizieren.

Die HU sieht jedoch – wie auch FU und TU – keine Notwendigkeit, die Organisation ihres Gebäudemanagements zu ändern. Wenn so ein Modell funktionieren soll, müssten die Hochschulen erst einen baulichen Stand erreichen, der optimal auf die universitären Bedürfnisse in Lehre und Forschung abgestimmt ist.

Was kostet wieviel?

Die HU hat zudem das Problem, viele Flächen zu besitzen, die sie weder effektiv nutzen noch zu einem vernünftigen Preis verkaufen kann. Um sich von solchen Flächen zu trennen, müssten jedoch zuvor Universitätsgebäude instand gesetzt und ausgebaut werden.

Auch ein Mieter-Vermieter-Modell kann das dafür nötige Geld nicht herbeizaubern.

Welche Miete wäre für die Flächen angemessen? Ein einfaches Büro kann nicht so viel kosten wie ein Chemie- oder Physikkolabor. Was kostet das Audimax, ein Seminarraum, was ein Gewächshaus, ein Chemikalienlager? An dem Bewertungsproblem verzweifeln bisher alle Hochschulen, die sich an dem Mieter-Vermieter-Modell versuchten. Nicht zu vergessen: Ein neuberufener Naturwissenschaftler kostet die HU-Gebäudeverwaltung etwa eine Million Euro, bis alles einsatzbereit ist. Auch bei Zentrengründungen muss die Technische Abteilung schnell reagieren und die benötigten Räumlichkeiten organisieren. Ob da externe Vermieter immer mitspielen, kann keiner garantieren.

Die bisherigen Erfahrungen bestärken die HU in der Einschätzung, mit einer internen Uni-Verwaltung effektiver arbeiten zu können als mit einer externen. Die Sanierung in der Burgstraße 26 beispielsweise kann rasch angegangen werden, weil es möglich war, die Theologische Fakultät für die Bauzeit vom Wintersemester 2004 bis 2006 kurzfristig an den Hausvogteiplatz umzusiedeln.

Auch für die Studenten bringt es indirekt Vorteile, wenn sich eine uni-interne Abteilung über die Zahlen hinaus um die Gebäude kümmert und vom Lehrbetrieb unterstützt wird. Ein Kunde-Anbieter-Modell, das wie das ZGM auf Zwang basiert, wird das nie leisten können. In dem Modell sieht die Technische Abteilung eine „Entmündigung und Abzocke der Unis“, sie lässt ihre Arbeit aber gern jederzeit aus wirtschaftlicher Sicht bewerten. „Nur scheint die Politik kein Interesse an einer vertiefenden Untersuchung durch die HIS, die die Kompetentesten auf diesem Gebiet sind, zu haben.“

Aus Eigenantrieb

„In der Mangelgesellschaft ist ein zentrales Modell immer günstiger als ein dezentrales“, so er-

klärt man sich an der HU die Begeisterung für ein ZGM. Da ein wirtschaftlicher Gebäudebetrieb im ureigensten Interesse der HU liegt, hat sie bei der Bewirtschaftung in den letzten Jahren vieles optimiert und effizienter gestaltet. Den Vergleich mit der privaten Wirtschaft scheut sie nicht.

Es gibt ein leicht zugängliches Online-System, um die Raumnutzung zu organisieren. Beim Telefon und Strom tritt sie als Großkunde auf. Doch überall, wo Personal eingesetzt wird, ist weiteres Sparen unmöglich. Die HU und die anderen Unis haben in den letzten Jahren gezeigt, dass sie in der Lage sind, die Kürzungen anzupacken, die ihr Budget immer weiter schmälern.

Bisher wird der „Rest“ des Uni-Haushaltes für die Bauunterhaltung aufgewendet. Diese etwa drei Millionen Euro sind deutlich zu wenig und begünstigen den Verfall aller Gebäude. Woher soll ein ZGM das Geld nehmen und kann es die gerechte Verteilung der Mittel sicherstellen? Wer garantiert, dass das ZGM nicht eine Uni aus einem Gebäude wirft, nur weil sich am Markt ein guter Verkaufs- oder Mietpreis erzielen ließe? Ziehen der HU-Präsident und das Brontosaurus-Skelett im Naturkundemuseum dann nach Adlershof?

ALEXANDER FLORIN ■



Schon lange wird der Auszug der HU-Bibliothek aus dem Gebäude der Staatsbibliothek vorbereitet. Im Mai ist es soweit. FOTO: ALF



FOTO: ALEXANDER FLORIN

Lieber alles selbst machen

Wie gigantische Organismen sind die Gebäude der Technischen Universität von Versorgungsadern durchzogen.

Etwas für die Vorstellungskraft: eine Fläche von sechzig mal zweihundert Metern, und alles voller Rohre, Kabel, Leitungen. So sieht ungefähr der Keller des TU-Hauptgebäudes aus. In Dutzender-Bündeln schlängeln sich Kabel für Strom und Internet an der Decke entlang, dazu Rohre für Heizung, Gas, Wasser, Kühlung. Ach ja, und Hochspannungsleitungen. Wie ein gigantischer Organismus ist das Hauptgebäude von diesen Adern durchzogen. Was, wenn eine Ader ausfällt?

Hans Joachim Rieseberg ist als Leiter der Abteilung für Gebäude- und Dienstmanagement Herr über diesen Organismus und die der anderen Gebäude, über insgesamt 400.000 Quadratmeter Nutzfläche der TU. Darin befinden sich etwa 63.000 Türen, 150 Fahrstühle, zahlreiche Labors und Spezialeinrichtungen, unzählige Steckdosen und anspruchsvolle Menschen, die davon ausgehen, dass alles rund um die Uhr funktioniert. Bis jetzt funktioniert auch alles und wenn etwas nicht funktioniert, kann es sofort repariert werden. Die TU unterhält dafür ihre zentrale Werkstatt mit eigenen Handwerkern. Der Rekord für das Im-Fahrsstuhl-Steckenbleiben liegt bei 35 Minuten.

Motiviert im Dienst

Warum all der Aufwand, warum muss die TU alles selbst machen und rund um die Uhr

einen Notdienst beschäftigen? Kann da nicht irgendwo gespart werden? Es kann, sagt Rieseberg. Schon seit Jahren ist er bestrebt, die Kosten zu senken. Fast überall ist das Potenzial bereits ausgeschöpft. Billiger können die Gebäude nicht geputzt werden, wenn sie sauber sein sollen. Billiger sind externe Unternehmen beispielsweise bei der Instandhaltung auch nicht, wie er regelmäßig durch Vergleiche mit Kostenkalkulationen überprüft. „Auch der öffentliche Dienst kann wirtschaftlich arbeiten, wenn die Leute motiviert sind“, sagt Rieseberg, „und unsere Leute sind motiviert, sie sind stolz, an der TU zu arbeiten und sie sind stolz, was hier alles funktioniert.“

Die größte Einsparmöglichkeit wäre es, statt Räume zu mieten, eigene Gebäude zu nutzen. Das plant Rieseberg seit fünf Jahren und hat ein Konzept erstellt, das ab 2012 jährlich Mietausgaben von etwa 15 Millionen Euro einspart. Natürlich muss für die „abgemieteten“ Flächen Ersatz geschaffen werden. Ein erster wichtiger Schritt ist der Bibliotheksneubau, der ab dem Wintersemester die meisten Teilbibliotheken aufnimmt. „Solch ein Gebäude ist seit über fünfzig Jahren geplant, jetzt konnten wir es endlich realisieren.“ Hier kommt zu dem üblichen Netzwerk aus Kabeln und sonstigen Leitungen noch ein Sprinklersystem und ein Löschsystem mit Argon zum Einsatz, das im Brandfalle die Bücher nicht beschädigt.

Zentrale Probleme

Rieseberg hat kein Problem damit, die Komplexität der Anlagen zu schildern und verweist darauf, dass gerade wegen der Komplexität und der im Bedarfsfall oft notwendigen Abstimmung mit den Betroffenen interne Mitarbeiter so effiziente Problemlöser sind, wie es externe niemals sein könnten. Binnen drei Wochen habe man die oberste Etage im Hauptgebäude neu hergerichtet, damit ein Institut pünktlich zum Semesterstart einziehen kann.

„Ein Zentrales Gebäudemanagement würde nur eine zusätzliche Verwaltungsebene schaffen“, ist er sich sicher und kann sich auch bei der dritten Nachfrage immer noch keinen Vorteil vorstellen. Die drei Universitäten seien so verschieden, die einzelnen Unis so groß – eine Million Quadratmeter Nutzfläche gesamt – das bringe keine Vorteile. In den universitären Größenordnungen ist Dezentralisation schon wieder günstiger als Zentralismus. Beispielsweise schreibt die TU seit Jahren die Aufträge für Reinigungsfirmen für jedes Gebäude einzeln aus. „Das ist unterm Strich deutlich billiger als ein großer Auftrag.“ Die TU hat mit ihrer Größe die kritische Masse für Wirtschaftlichkeit längst erreicht und arbeitet auch im Vergleich mit anderen Hochschulen effizient.

ALEXANDER FLORIN ■

**SIE SIND NOCH
NICHT GELB?**

STUDENTEN

erhalten

SONDERKONDITIONEN

für die Anmietung unserer



**PKW
+
LKW**



**Bis
ZU 20%
Rabatt**

STARCAR

die günstig-gelbe Autovermietung!

Ihre Kundennummer: **55566**

Kostenlos anrufen!

Freecall ☎ 0800 STARCAR

oder www.starcar.de

Da kommen Sie günstig weg!

Die Herren der Metapher

Über den Umgang mit wissenschaftlichen Bildern oder: Warum die Doppelhelix eigentlich keine ist.

Das Auto als Ding gilt auch als Zeichen für ein bürgerliches, ein dynamisches Lebensgefühl. Der Schweiß des Schauspielers auf seiner Stirn gilt als Zeichen seiner Genialität. Das Hirn Einsteins, eigentlich ein Haufen Eiweiß, birgt plötzlich das Geheimnis zur Beherrschung des Universums. Manchmal mutieren bestimmte konkrete Dinge, die uns vertraut sind, zu seltsam schillernden Bedeutungsmischwesen, die eine geradezu magische Wirkung entfalten.

Roland Barthes liefert in seinem Buch „Die Mythen des Alltags“ für diesen Vorgang der Mythenproduktion eine semiotische Erklärung. Ein bereits etabliertes Zeichen, Symbol oder auch ein Ding, wird aus seinem ursprünglichen Kontext herausgerissen und in einem anderen Bedeutungsraum benutzt. Dort erhält es aber eine neue Bedeutung, die sich parasitisch an die ursprüngliche Bedeutung anheftet, ohne sie jedoch auszulöschen.

Eine solche „mythische“ Metapher wird so zu einem wirkungsmächtigen Argument. Zum einen sind Metaphern als Bilder nur Vergleiche, nicht die Sache selbst. Sie müssen nicht für die Sache geradestehen, die sie bildhaft bedeuten. Zum anderen birgt das verwendete Bild einen unlöschbaren und

unwiderlegbaren, aus dem alten Kontext herübergeschleiften „Rest des Realen“. Von diesem bezieht die Metapher als Ganzes ihre untülbare Beweiskraft.

Objektive Wahrheiten?

Dieses Verfahren gilt auch für die Verwendung wissenschaftlicher Begriffe und Symbole in der Öffentlichkeit, wenn sich eine Gesellschaft über sich selbst verständigt, und nicht selten auch belügt. Werden nicht allzu oft gesichertes Wissen und von der Wissenschaft vorgefundene Sachverhalte als „Reste des Realen“ eingesetzt, um beispielsweise in einem machtpolitischen Diskurs unwiderlegbare Argumente zu haben? Muss man sich nicht als Wissenschaftler entschieden gegen eine manipulative und irreführende Verwendung der wissenschaftlichen Erkenntnisse in Politik, Kunst, Philosophie und im öffentlichen medialen Diskurs wenden?

Falls man glaubt, Wissenschaft vollziehe sich in einem abgesonderten Raum der „Objektiven Erkenntnis“ und produziere Wissen, das keine Spur mehr von seiner Hervorbringung durch Wissenschaftler aufweist, muss

man diese Frage bejahen. Fragt man jedoch nach der gesellschaftlichen Funktion von Wissenschaft, kann man zwischen der Produktion von Mythen und der Produktion von Wissen keine scharfe Trennlinie mehr ziehen.

Mythologische Erzählungen haben die Aufgabe, Welterklärungsmodelle zu liefern, damit der Mensch ein sicheres Wissen darüber hat, welchen Kräften er ausgeliefert ist und wie er mit ihnen umzugehen hat. Nichts anderes tut Wissenschaft, selbst wenn man einräumt, dass Wissenschaftler – vor allem auch die Naturwissenschaftler – keine Ambitionen hegen, universelle Antworten zu geben und sich auf provisorisch gedachte Lösungen konkreter Problemstellungen zu beschränken.

Das trifft für die meisten Wissenschaftler zu. Dennoch wird das von ihnen produzierte Wissen niemals in der vereinzelt Form so rezipiert, wie es unter scheinbar isolierten Laborbedingungen entstanden ist. In dem Moment, in dem ein Diskurs darüber in der Gesellschaft entsteht, fängt die Mythologisierung an. Ab der ersten Veröffentlichung ist jeder wissenschaftliche Beitrag ein Stück des Welterklärungsmodells. Doch auch der letzten Behauptung liegt die Vorstellung einer Trennung von Produktion von Wissen und dessen Rezeption zu Grunde. Man muss sich radikal auch von dieser Vorstellung lösen und jede Produktion von Wissen in Bezug auf ihre „mythologische“ Verseuchung hin untersuchen.

Wissenschaft der Wissenschaft

An diesem Punkt stellt sich theoretisch erneut die Methodenfrage. Diese führt wieder zu dem Ausgangspunkt zurück, denn auch die Wissenschaft von der Wissenschaft hat keinen objektiven Ort, von dem aus sie beobachtet. Was soll man also tun? Philosophisch postmodern geschult ein nietzscheanisches „Na und!“ in den Raum rufen und ein derridasches „Ebendrum!“ hinterherwerfen?

Es gibt kein Ende der Geschichte – die Geschichten werden ohne Ende weiter erzählt. Nur kann man sich eben darauf einigen, dass es Geschichten sind. Als solche sind sie immer hinterfragbar. Genau darin ist die zugegebenermaßen recht schlichte Lösung des Problems zu sehen. Geschichten werden



Raymon Gosling, Herbert Wilson, Maurice Wilkins und Alec Stokes im Jahr 2000 bei der Feier des King's College, London anlässlich des 40. Jahrestages der Entschlüsselung des genetischen Codes.

FOTO: KING'S COLLEGE

immer von und für Menschen erzählt. Also muss man schauen, wer da wem was erzählt und warum

Wer sind die Herrscher der Metaphern? Wer bestimmt, was wir wissen? Wie wird dieses Wissen im konkreten Fall produziert? An welchen Schnittstellen begegnen sich der wissenschaftliche und der öffentliche Diskurs und wie beeinflussen sie sich gegenseitig? Inwiefern ist auch der scheinbar innerwissenschaftliche Diskurs ein Machtdiskurs?

Mythos Doppelhelix

Diesen Fragen können wir uns anhand der Doppelhelix – dem etablierten Strukturmodell der Desoxyribonukleinsäure (DNS) nähern. Die Doppelhelix ist das gängige wissenschaftliche Strukturmodell der DNS: Zwei ineinander gewundene Polynucleotidstränge, auf denen vier verschiedene stickstoffhaltige Basen (Adenin, Cytosin, Guanin und Thymin) in wechselnder Abfolge aufgereiht sind, und die durch Wasserstoffbrücken miteinander verbunden sind.

Sie ist auch als Logo, als künstlerische oder wissenschaftliche Illustration, DIE Metapher im öffentlichen Diskurs des „Biowissenschaftlichen Zeitalters“. Als solche veranschaulicht die Doppelhelix auf einprägsame und ästhetisch elegante Weise zum einen die Eigenschaften der DNS, sowohl die replikativen (Trennung der Stränge und Verdopplung) als auch die instruktiven (Abfolge der Basen als Code, als Träger der Informationen für den Proteinaufbau). Zum anderen steht sie auch für die scheinbar unkomplizierte Beherrschbarkeit des Lebens, dessen Grundprinzip in den Genen und ihrer Struktur als ein instruktiver Ausgangscode für den Aufbau allen Lebens in der Doppelhelix scheinbar anschaulich und greifbar vor uns liegt.

Die Doppelhelix ist Metapher oder Mythos im beschriebenen Sinn und immer zugleich auch anerkanntes wissenschaftliches Strukturmodell. Daher handelt es sich bei ihr vielleicht um die wichtigste diskurstechnische Schnittstelle, auf der sich fast alle biowissenschaftlichen und auf die Biowissenschaft bezogenen Diskurse begegnen.

Das Entwindungsproblem

Das Problem ist jedoch – und darauf macht kaum ein wissenschaftliches Lehrbuch aufmerksam – dass die Doppelhelix eine wichtige Frage des Verdopplungsprozesses der DNS nicht erklären kann. Für eine Verdopplung müssen sich die Stränge entwinden. Niemand weiß, wie dies vor sich gehen soll. Die Lehrbücher umgehen zum Teil das Problem, indem sie die Stränge bei der Trennung als parallel nebeneinander lie-

gend darstellen. Schon die Entdecker – oder besser die Erfinder der Doppelhelix, James Watson und Francis Crick – kannten, noch während sie ihr Modell im Jahre 1953 auf der Grundlage ihres physikalischen und biochemischen Wissens aus Pappe, Blech und Draht zusammenbauten, röntgenkristallografische Aufnahmen der DNS, die ihr Modell nicht zu bestätigen schienen.

Dennoch ließen sie sich nicht beirren. Mit den beiden schien auch ein neuer Typus von Wissenschaftlern hervorgetreten zu sein. Ein Typus, der mit neuen unkonventionellen Methoden den beengenden strengen wissenschaftlichen Rahmen mit fast schon künstlerischer Kühnheit zu sprengen suchte.

Das von Watson selbst verfasste Buch über ihre Entdeckung lässt diesen neuen Typus aber in einem anderen Licht erscheinen. In bis dato nicht gekannter Offenheit plaudert er über den Glauben an seine eigene Genialität und den Ehrgeiz, jeden Konkurrenten auszustechen, um in jedem Falle der Erste zu sein.

Andere, alternative Strukturmodelle, die später entwickelt wurden, gehen nicht von einer Doppelhelix, sondern von einer side-by-side-Position der beiden Stränge zueinander aus. Damit umgehen sie elegant das Entwindungsproblem. Interessanterweise entstanden diese Modelle an der Peripherie des westlichen wissenschaftlichen Betriebes (in Indien und Neuseeland) und wurden bis heute kaum zur Kenntnis genommen, weder im öffentlichen Diskurs noch im universitären Lehrbetrieb. Zugegeben, das Modell mit den nebeneinander liegenden Strängen ist auch hässlicher.

Das Dogma

An diesem Strukturmodell, das sich über solch dominante Forscherpersönlichkeiten durchsetzte, hängen auch bestimmte, noch heute wirksame Dogmen der so entstandenen Molekularbiologie. So sollte der Informationsfluss immer nur in eine Richtung verlaufen, stets vom idealen, schönen Ausgangspunkt, der DNS aus. Sie gibt über den Botenstoff RNA ihre „Befehle“ an das Zell-



Die Erfinder der Doppelhelix: Crick und Watson 1953.

plasma und nicht umgekehrt. Damit ist ein bestimmtes Bild vom Organismus als einer zentral gesteuerten Maschine verbunden, deren Mastercode man nur kennen muss, um sie manipulieren zu können. Die Idee eines fixen genetischen Programms, auf das sich die Ausbildung des Geno- und des Phänotyps vollständig abbilden lässt, steht im Gegensatz zur kybernetischen Vorstellung einer Programmierung, die von Anfang an das Prinzip der zirkulären Rückkopplung enthält. Die Programm- oder Code-Metapher ist zwar der Kybernetik entlehnt, berücksichtigt jedoch nicht deren Komplexität.

Das Dogma des genetischen Determinismus gilt zwar heute teilweise in der Biowissenschaft selbst als widerlegt – man weiß heute viel mehr über das Zusammenspiel von Genen und Enzymen. Im öffentlichen Diskurs aber, etwa über den Nutzen der Stammzellenforschung oder der Erfassung genetischer Daten von Krankenversicherungskunden, gilt immer noch ein unwiderlegter genetischer Determinismus.

Dieses Dogma überlebt trotz seiner offensichtlichen Mängel nicht zuletzt, weil es aufs Engste mit dem Modell der eleganten und schlichten Doppelhelix verbunden ist. Ihre Eleganz und Einfachheit sind der nicht tilgbare „reale Rest“, ihre Wahrheit, die auch für alle mit ihr verbundenen Wahrheiten bürgen muss und bürgt.

FRANK TREIBMANN ■

BERLINER SAMENBANK GMBH

Lagerung von Spermien und befruchteten Eizellen

Ständig neue Spender gesucht!

Kronenstr. 55-58 Berlin-Mitte

Tel: +49 (0)30 / 301 88 83

Info: www.Berliner-Samenbank.de



Oktober		November		Dezember		Januar	
1	Semesterstart WS 04/05	1	Allerheiligen	1		1	Neujahr
2		2		2		2	
3	Tag der deutschen Einheit	3		3		3	
4		4		4		4	
5		5		5	2. Advent	5	
6		6		6	Nikolaus	6	
7		7		7		7	
8		8		8		8	
9		9		9		9	
10		10		10		10	Spree – Heft
11		11		11		11	
12		12		12	3. Advent	12	
13		13		13	Spree – Heft 3	13	
14		14		14		14	
15		15	Spree – Heft 2	15		15	Ende der B
16		16		16		16	
17		17		17		17	
18	Spree – Heft 1	18		18		18	
19		19		19	4. Advent	19	
20		20		20		20	
21		21		21		21	
22		22		22		22	
23		23		23		23	
24		24		24	Heiligabend	24	
25		25		25	1. Weihnachtsfeiertag	25	
26		26		26	2. Weihnachtsfeiertag	26	
27		27		27		27	
28		28	1. Advent	28		28	
29		29		29		29	
30		30		30		30	
31	Reformationstag			31	Silvester	31	

Januar	Februar		März		April	
	1		1		1	Semesterstart SoSe 05
	2		2		2	
	3		3		3	
	4		4		4	
	5		5		5	
	6		6		6	
	7	Spree – Heft 5	7		7	
	8		8	Internationaler Frauentag	8	
	9		9		9	
ft 4	10		10		10	
	11		11		11	Spree – Heft 6
	12		12		12	
	13		13		13	
	14	Valentinstag	14		14	
ewerbungsfrist	15		15		15	
	16		16		16	
	17		17		17	
	18		18		18	
	19		19		19	
	20		20		20	
	21		21		21	
	22		22		22	
	23		23		23	
	24		24		24	
	25		25	Karfreitag	25	
	26		26		26	
	27		27	Ostersonntag	27	
	28		28	Ostermontag	28	
	Da fast jede Hochschule ihre eigenen Fristen und Termine hat, müsst ihr sie euch selbst eintragen. Ihr erfahrt sie bei den Studienberatungen oder auf den Internetseiten eurer Hochschule. Natürlich könnt ihr auch die Putztermine eurer WG oder Muttis Geburtstag markieren.		29		29	
			30		30	
			31	Ende WS 04/05		

Auf Heller und Tropfen

Blutspender werden immer gesucht, dachte ich mir. Dann kam alles anders als ich erwartet hatte.

Als neulich unser Chefredakteur Alex in unser kleines Redaktionszimmer trat, die Schuhe abstreifte, und wie beiläufig fragte, ob jemand Lust hätte, mal Blut spenden zu gehen, wir bräuchten einen authentischen Erlebnisbericht, legte sich plötzlich ein eisiges Schweigen über unsere sonst so redselige Versammlung.

„Na?“ fragte Alex und ging auf leisen Sohlen zu seinem Schreibtisch. Wir schwiegen. Das bedeutete nichts anderes, als dass eine demokratische Entscheidung herbeigeführt werden musste. Das Los fiel schließlich auf mich. Alex gab mir einen Zettel mit einer Telefonnummer und wünschte mir Glück.

Tags darauf griff ich schließlich zu dem Zettel, wählte die Nummer und geriet an eine sehr sympathische Dame, welche sich mir unter Nennung ihres und auch des Namens des privaten Blutspendedienstes, der sie beschäftigte, vorstellte.

„Ich würde gerne Blut spenden“, log ich. „Bin ich da bei Ihnen richtig?“ Die Dame bejahte. Ich schob den finanziellen Aspekt dieser Angelegenheit vor – ein solches eigen-nütziges Interesse sollte meine Tarnung sein – und erfuhr, dass es für Dauerspender eine Aufwandsentschädigung gebe. „Nicht, dass wir uns falsch verstehen: Ihr Blut ist unver-

käuflich, wir entschädigen Sie nur für die Zeit, die eine solche Blutspende dauert.“ Das Geld für das erste Spenden bekäme ich jedoch erst beim zweiten Mal. Ganz schön clever dachte ich.

„Wieviel wäre das denn?“, fragte ich sie ohne jede Hemmung. Das käme ganz darauf an, ob ich Blut oder Blutplasma spenden würde, etwa zehn bis zwanzig Euro.

„Wenn Sie noch einen Spender mitbringen, bekommen Sie dafür eine Prämie.“ Das erschien mir überlegenswert und ließ in mir den Gedanken an eine erfolgreiche Spender-Karriere aufkommen.

„Wie oft kann man denn so spenden im Jahr?“ fragte ich. Der Abstand zwischen zwei Blutspenden sollte etwa zwölf Wochen betragen. Frauen dürfen höchstens vier- Männer sechsmal pro Jahr Blut spenden. Plasma- oder Blutplättchenspenden geht aber öfter, ich darf aber maximal 38 mal im Jahr irgendwas spenden. Das nun wiederum hörte sich eher nach einem kleinen Taschengeld, aber nicht nach einem einträglichen Haupterwerb an.

„Nun gut“, sprach die Dame, „Sie werden doch wohl nicht nur wegen des Geldes spenden wollen?“ Ich stimmte ihr eifrig zu, wurde dabei auf meiner Seite der Leitung ein wenig rot, und fragte sie nach den Adressen der Filialen. Dann schrieb ich mir für den nächsten Tag das feste Vorhaben in den Kalender, ein solches Blutspendezentrum aufzusuchen.

Bevor ich am nächsten Tag das Haus verließ, hatte ich das große Bedürfnis, mir Mut anzutrinken, doch mir fiel ein, dass das ja meine Essenz, die ich ja nun gewinnbringend – für mich und für einen möglichen Empfänger – los zu werden trachtete, nur verunreinigen würde. Also ließ ich es und fuhr flatternden Herzens meiner journalistischen Leidenschaft gehorchend in die Landsberger Allee.

Dort steht kurz vor den Weiten der Hohen-schönhausener Wohnlandschaften gleich beim S-Bahnhof ein neu erbauter Laden-Büro-Komplex. Vor dem Eingang waren zwei junge Menschen damit beschäftigt, ein Firmenschild mit dem Schriftzug Haema von den Schmierereien der eingeborenen Jugendlichen zu befreien. Sie verbreiteten mit ihren Putztüchern den scharfen Geruch penibler Keimfreiheit. Haema – so heißt auch

der private Blutspendedienst. Ich war gespannt und verwirrt, denn es kam mir schon seltsam vor, mich nun in dieses Bürogebäude zu begeben, um schließlich Blut zu spenden.

Im fünften Stock empfing mich, als ich aus dem Fahrstuhl trat, ein freundlicher Krankenhausgeruch, der mir – aus welchen Gründen auch immer – seit ich denken und riechen kann, sympathisch ist. Zugleich vermeinte ich sogar Blut zu riechen, aber das war sicher nur Einbildung.

Ich betrat einen freundlichen von einer großen Fensterfront erhellten Raum. Ganz normale Menschen saßen dort auf Wartestühlen, lasen Zeitung oder füllten irgendwelche Zettel aus – nichts war so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte einen düsteren, überfüllten Wartesaal erwartet, angefüllt mit menschlichem Elend, armen Kreaturen, die sich, ihr Letztes zu Geld machend, von vogelgesichtigen Bluthändlern in schmutzigen Kitteln an furchterregende Saugmaschinen anschließen lassen.

Aber nichts dergleichen.

Freundliche Damen in Schwesternkitteln und eben solchen weißen Gesundheitssandalen liefen umher und verbreiteten Krankenhausatmosphäre. Auch ein Arzt war dabei. Ihn erkannte ich sofort an dem großen Stethoskop, das er um seinen Hals trug. Da kamen mir doch Zweifel. Was, wenn das alles nur Fassade war: der Arzt ein Schauspieler, der eben den grundlegenden Filmregeln folgend, gut sichtbar ein Stethoskop bei sich trug, die Schwestern unqualifizierte ABM-Kräfte, der Warteraum der Vorhof zu einer Hölle unerträglich unhygienischer Qualen?

Ich wagte einen Blick durch die Glastüren am Ende des Ganges, den der Arzt durchheilt hatte. Da saß sehr gemütlich ein etwas korpulenter Herr um die vierzig in einer Art Liegestuhl, hatte die Ärmel hochgekrempelt und am linken Arm einen kleinen durchsichtigen Schlauch, dessen Ende in seiner Armbeuge steckte und durch den ganz unspektakulär etwas Blut floss. Er machte einen durchaus lebendigen sowie entspannten Eindruck.

„Kann ich ihnen helfen?“ Eine der freundlichen Schwestern hatte mich wohl als einen noch etwas unsicheren Erstspender identifiziert und führte mich zu einer Art Schalterwand. An einer Theke saßen dort auf hohen Hockern durch Trennwände voneinander



Vor der Blutspende kommt das Formular. FOTO: PROMO

getrennt die Spendewilligen und füllten Formulare aus.

Als ein Platz frei wurde, setzte ich mich, bekam einen Fragebogen, einen Stift und ein Merkblatt ausgehändigt. Dann fragte mich die Schwester nach meinem Namen und ob und wann ich zuletzt etwas gegessen und getrunken hatte.

„Das ist eindeutig zu wenig.“, beschied sie. „Sie müssen vor den Spende mindestens ein bis anderthalb Liter Flüssigkeit zu sich genommen haben.“ Ja und nun, dachte ich.

Sie schien meine Gedanken erraten zu haben und wies auf die Getränkeautomaten im hinteren Bereich des Raumes, auf denen mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Nur für Spender“. Ich ging also hinüber, nahm mir einen Plastikbecher, entschied mich, vor die Wahl zwischen Kaffee und Wasser gestellt, für Wasser und begann systematisch, Becher für Becher (exakt 1,6 Liter, bei 0,2 Litern pro Becher) eisgekühltes Wasser in mich hinein zuschütten.

Bei der Gelegenheit las ich mir das Informationsblatt für Erstspender durch. Ich erfuhr, dass ich als Blutspender mindestens 18, höchstens jedoch 68 Jahre alt sein und als Frau nicht öfter als viermal im Jahr und überhaupt immer nur höchstens alle acht Wochen spenden dürfe. Dass ich weder der Prostitution, häufig wechselndem Geschlechtsverkehr, noch der gleichgeschlechtlichen Liebe nachgehen dürfe und mein Blut überhaupt frei von Verunreinigungen, seien es Drogen, Medikamente oder bestimmte Krankheitserreger wie jene von AIDS oder Hepatitis zu sein habe. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich zudem, dass ich natürlich auch kein Partner einer derart verunreinigten Person sein dürfe und neben normalen ärztlichen Eingriffen wie Impfungen, Zahnarztbesuchen auch das Vorhandensein von Piercings angeben muss.

Gut, gut, dachte ich. Ich gehöre weder zu einer jener Risikogruppen, habe nicht einmal ein Piercing und nun bereits mehr als anderthalb Liter Wasser im Bauch, da kann die Chose ja losgehen.

Ich ging zurück zum Schalter, gab auf alle Frage auf dem Fragebogen gewissenhaft Auskunft, sogar über meinen nun schon mehr als fünf Jahre zurückliegenden Gebrauch THC-haltigen Rauchwerks. Auch sollte ich alle meine Krankheiten und auch die Krankheiten meiner Anverwandten, sofern diese relevant wären (zum Beispiel Hämphilie, die Bluterkrankheit), angeben. Ich war schnell fertig und gespannt, wie denn nun der „zuständige Arzt“, wie es im Merkblatt hieß, über meine Spendetauglichkeit entscheiden würde.

Doch schon die Schwester, die meinen Fragebogen nur überflogen hatte, lachte kurz und trocken auf und gab mir zu verstehen,

dass ich mir das ganze Ausfüllen allein schon wegen meiner ungeklärten scheinbar epileptischen Anfälle, die ich als Kind hatte, und die ich, brav, wie ich bin, im Fragebogen auch angeben hatte, hätte sparen können. Das Trinken von anderthalb Liter kalten Wassers, die mir nun wie Wackersteine im Magen hin und her schwappeten, natürlich auch.

Was soll das, dachte ich. Gehöre ich jetzt auf einmal doch zu einer Risikogruppe? Wirklich kein sehr angenehmes Gefühl, wenn es so ist. Was soll diese Diskriminierung? Ich blieb beharrlich auf meinem Hocker sitzen. Die Schwester, solche Fälle gewohnt, rief den Arzt herbei.

Der kam, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen, das mir bedeuten sollte, dass ich hier erstens nicht schummeln könne und dass das zweitens alles schon seine Richtigkeit hätte. Unaufgeregt bestätigte er noch einmal die Aussage der Schwester bezüglich meiner Spendetauglichkeit.

„Aber warum?“, wollte ich wissen, wusste ich doch ganz genau, dass Epilepsie nun wirklich nicht über das Blut übertragbar ist und überhaupt keine ansteckende Krankheit, sondern eben eine genetisch bedingte und für viele nicht ganz so schlimme, für einige jedoch sehr, sehr arge Besonderheit des Körpers ist, und nicht mehr. Es gab eigentlich keinen Grund, mich hier zurückzuweisen.

Ich war also ein hartnäckiger Fall. Der Arzt runzelte die Stirn, dachte kurz nach und erklärte mir dann, dass es bei Epileptikern einfach ein Risiko gäbe, dass während und durch die Blutentnahme, die ja doch beträchtlich ist, so beträchtlich, dass man nach der Blutspende unbedingt eine Ruhepause braucht, nicht mehr Auto fahren oder andere verantwortungsvolle körperliche Tätigkeiten ausführen sollte, dass es also bei der Blutentnahme bei Epileptikern zu einem Anfall kommen könnte.

Das war eine Erklärung.

Der Arzt grinste mich an. Ich grinste zurück. Und fühlte, wie von mir, der ich sonst schon beim Anblick der Blutspendebusse des Roten Kreuzes ängstlich die Straßenseite wechselte, nach und nach der Gedanke Besitz ergriff, dass ich doch eigentlich Glück gehabt hätte. Ich wurde ein wenig rot und glitt in eine der Aufregung nachfolgende Wohligkeit.



Blutspenden – sieht angsteinflößender aus, als es ist.

FOTO: ALF

Dennoch: Wenn ich auch nicht unglücklich über meine Spendeuntauglichkeit war, wie sollte ich jetzt einen authentischen Bericht über eine Blutspende schreiben? Auf dem Weg nach Hause in der S-Bahn las ich mir noch einmal die „Informationen für Erstspender“ durch.

Da stand unter dem Punkt „Durchführung einer Blutspende“: „Das Entnahmepersonal weist Ihnen eine Spenderliege zu. Aus einer Armvene in der Ellenbeuge werden durch Punktion mit einer speziellen Nadel (Kanüle) 450 bis 500 Milliliter Blut entnommen. Die Entnahme dauert in der Regel etwa fünf bis zehn Minuten ... Nach dem Entfernen der Kanüle wird die Punktionsstelle vom Entnahmepersonal mit einer Kompresse verbunden. Bitte üben Sie noch etwa fünf Minuten an der Punktionsstelle Druck mit dem Finger auf die Kompresse aus und vermeiden Sie eine Verunreinigung der Punktionsstelle.“

Zu Hause angekommen, frage ich meine Mitbewohnerin, eine unglaublich energiegeladene und dem Leben positiv zugewandte Frau: „Hast Du schon mal Blut gespendet?“

„Na klar“, sagte sie. „Das mache ich regelmäßig.“

„Und?“, fragte ich, „Tut das weh?“

„Ach was“, sagte sie und lächelte.

BERND ABENDROTH ■

Wenn ihr euch für das Blutspenden interessiert, oder wenn ihr Fragen zur Blut- und Plasmaspende habt, schaut einfach ab dem 25. Oktober auf der neuen Homepage von Haema vorbei. Da gibt es alle Infos rund ums Blutspenden.

www.haema.de □

Viele Fragen...

WIE FEIERT MAN PARTYS IM ZOO? · WIE KOMMT MAN IN DEN REICHSTAG OHNE SCHLANGESTEHEN? · WO ARBEITET DER BLUTWURST-EUROPAMEISTER? · WO BEFINDET SICH DIE LAUTESTE PLATTE BERLINS? · WAS IST EIN OBERBAUM? WIE SCHMECKT TÖDLICHE EISCREME? · WIESO STEHT DIE GRANITSCHALE VOR DEM ALTEN MUSEUM? · WO STEHT DIE BIERKIRCHE? · WO BEFINDET SICH DER „TRICHINENTEMPEL“? WIESO IST DIE DICKE MARIE SO DICK?

Eine Antwort.

**Zitty. Das BerlinBuch.
Jetzt neu am Kiosk.**



Literarischer Testlauf

Wo geht man hin, wenn man einen Text hat? Berliner Literaturforen im Vergleich.

Auf jedes Schreiben, vor allem jenes mit schriftstellerischen Ambitionen, lauert immer irgendwo ein Publikum. Dass es lauert, heißt nicht unbedingt, dass es ein freundliches ist. Seelisch leicht angreifbare Personen sollten daher vielleicht nur posthum veröffentlichen. Für alle anderen lohnt es sich jedoch, dieses Publikum so früh wie möglich aufzuspielen und sich der Begegnung zu stellen.

Angehende Schriftstellerinnen und Schriftsteller haben da in Berlin sogar reichlich Auswahl. An jedem Abend der Woche findet irgendwo in der Stadt mindestens eine Lesung mit teilweise oder generell offenem Mikrofon statt. Nun macht es natürlich einen Unterschied, für welches Publikum man liest. Von jenem, das nach leichter Unterhaltung dürstet und sich in eine lustige Kneipenlesung begibt, hat man nur Applaus zu befürchten. Das andere, das sich genüsslich die Hände reibende, in vorfreudiger Erwartung die Lippen sich leckende, gnadenlose Fachpublikum sitzt da schon woanders. Es ist natürlich nicht mehr und nicht weniger Fachpublikum, als der mutige oder die mutige Vorleserin selbst. Man ist im Grunde unter sich, ohne Medienhype, Spiegel-Bestsellerliste oder Szene-Bonus. Das literarische „Lumpenproletariat“, die Bewohner des Schattens, der dunklen Ränder der Nichtbeachtung haben in Berlin ihre

eigenen Orte. Einige davon haben wir aufgesucht. Wir wollten vor allem wissen, was einen angehenden Schriftsteller oder eine angehende Schriftstellerin dort erwartet.

In loser Folge werden wir euch in Zukunft von unseren Eindrücken berichten. Dann könnt ihr selbst entscheiden, wo ihr hingehet. Zum Zuhören, Diskutieren, und vielleicht auch: zum Vorlesen.

Eine große Auswahl an vorhandenen Berliner Schreibwerkstätten findet ihr unter www.wortspiegel.de/wo_adr.srb.html.



Die offene Bühne – eine erste Bewährungsprobe für junge Autoren. FOTO: TANIA MORENO

Berliner Autorenforum

Das Berliner Autorenforum, das seit zwanzig Jahren jeden Montag Abend in der Schwarzschen Villa zum offenen Leseabend einlädt, hat sich mit Steglitz eine etwas spießige Umgebung ausgesucht. In dieser ist die Schwarzsche Villa aber eine Insel, die man unbedingt aufsuchen sollte. Es lohnt sich. Beim offenen Leseabend sitzt ein gemischtes, mittelaltes Publikum, durchsetzt mit einigen blassen Junggesichtern – wahrscheinlich Jungschritsteller und Jungschritstellerinnen – im rauchfreien Kleinen Salon.

Die Damen und Herren haben, nachdem sie aufmerksam zugehört haben, ausgiebig Gelegenheit das Wort zu ergreifen. Ein klug agierender Moderator lenkt höflich und bestimmt die Diskussion, bei der trotz aller Höflichkeit mit harter Kritik nicht gespart wird. Jeder Autor wird ernst genommen, auch wenn er einen umfassenden „Sachroman“ über die Zusammenhänge von Psychosomatischer Praxis im Kulturraum des Mittelmeeres und dortigen Jenseiterfahrungen vorstellen möchte. Man nimmt sich mit Freude an der Sache Zeit und denkt gemeinsam über Inhalt und Form nach. Mit einem Wort: hier stößt man auf unverkrampfte, konstruktive Kritik.

Auch der bestehende personelle Zusammenhang des „Berliner Autorenforums“ ist

angenehm unauffällig präsent. Nach der Lesung sitzen sie im Café der Villa noch auf ein Bier zusammen, stärken sich mit einem Süppchen und haben nichts dagegen, wenn man sich zu ihnen setzt.

Wenn ihr selber lesen möchtet, dann seid pünktlich um 19.30 Uhr vor Ort und meldet euch an. Es können meist nicht mehr als drei Texte pro Abend gelesen und diskutiert werden. Wollt ihr Lyrik vortragen, dann bringt Kopien eurer Texte mit.

Am 29. Oktober feiert das Berliner Autorenforum sein 20jähriges Bestehen mit einem rauschenden Fest und einer Lesung der besten Texte aus zwanzig Jahren. Stattfinden

wird das ganze natürlich in der Schwarzschen Villa, los gehts um 19.30 Uhr und der Eintritt kostet 5 Euro.

FRANK TREIBMANN ■

DAS FAZIT: Gute, konstruktive Atmosphäre. Ein guter Ort, um Texte – Prosa und Lyrik – zu testen.

DER ORT: Schwarzsche Villa, Kleiner Salon, Grunewaldstr. 55 (S-Bahnhof Rathaus Steglitz)

DIE ZEIT: Jeden Montag um 19.30
www.autorenforum-berlin.de ☐



Andy's Diner & Bar

All American Food
Cocktail & Sportsbar
Bundesliga Live

einfach ausschneiden und einlösen bei Andy's Diner
am Potsdamer Platz 1 | 10785 Berlin
im Domagwaree | Karl-Liebknecht-Str. 5 | 10178 Berlin
am Südsterne | Körtestr. 38 | 10967 Berlin

Mongolische Körpernähe

Zwischen Bier und Studenten. Ein Gespräch mit einer DAAD-Lektorin über ihr Leben in der Mongolei.

Susanne Becker ist eine Frau, die es in die Ferne zieht. Fremde Sprachen, andere Kulturen, neue Einsichten auch vom anderen Ende der Welt. Schon während ihres Übersetzerstudiums in Germersheim in der Pfalz, war sie zwischendurch immer wieder im Ausland. So war sie zwei Jahre in Russland und wäre auch gerne wieder dorthin gegangen. Aber dann bekam sie das Angebot, als DAAD-Lektorin in die Mongolei zu gehen.

Wir sprachen mit ihr über ihre Zeit in Ulan Bator – immerhin vier Jahre – über ihre Arbeit, das Leben in einer mongolischen „Großstadt“, die Menschen und auch über das mongolische Bier.



Susanne Becker war vier Jahre in der Mongolei.

FOTO: NINA WELLER

SPREE: Wie bist du in die Mongolei gekommen?

SUSANNE BECKER: Ich hatte mir die Unterlagen für die Bewerbung zu einem DAAD-Lektorat zuschicken lassen und eigentlich darum gebeten, mir nur die Unterlagen für Russland bzw. die GUS-Staaten zu schicken. Aber ich habe alles zwischen der polnischen Grenze und dem Pazifik bekommen. Als ich entdeckte, dass in der Mongolei eine Stelle frei wird, habe ich sofort beschlossen in die Mongolei zu gehen.

Wie haben Deine Eltern reagiert?

Denen hab ich das erst erzählt, als ich schon die Zusage hatte. Sie fanden das ziem-

lich weit weg. (lacht) Naja, Moskau, Skt. Petersburg, auf der Achse, das wäre noch gegangen, das waren sie schon gewohnt. Aber so weit weg – das war schon ein kleiner Schock für sie.

Was war Deine Aufgabe an der Universität in Ulan Bator?

Ausgeschrieben war eine Übersetzerstelle, ich sollte DaF-Erfahrungen haben und auch Wirtschaftsdeutsch unterrichten können. Im Grunde habe ich den Übersetzer-Studiengang für Deutsch, der erst 1998 eingerichtet wurde, mit aufgebaut.

Wie bist Du dort empfangen worden?

Unglaublich herzlich. Unglaublich offen. Ich kam etwa zwei Wochen vor Studienbeginn an und meine damalige Lehrstuhlleiterin kümmerte sich eifrig um mich. Sie erklärte mir alles gleich am zweiten, dritten Tag und führte mich durch die Universität, stellte mich überall vor, zeigte mir die Klassenräume, besprach mit mir den Stundenplan und sie hat mich vor allem beruhigt. (lacht) Dazu kümmerte sie sich auch privat um mich. Ich hatte nicht das Gefühl, völlig allein und auf mich gestellt zu sein. Sie hat mir den Anfang sehr erleichtert.

Wie haben die Mongolen auf Dich reagiert?

Als ich im Jahr 2000 ankam, wurden Ausländer eigentlich nur im Sommer gesichtet. Wenn es kalt wird, sind nur noch diejenigen da, die dort arbeiten, also hauptsächlich Mitarbeiter von Entwicklungshilfeorganisationen, Botschaftsmitarbeiter und zwei Lektoren vom DAAD.

In den letzten vier Jahren hat jedoch der Tourismus sehr stark zugenommen. Da sind Ausländer für die Mongolen nichts Besonderes mehr. Als es dann Oktober, November wurde und ich immer noch da war, fiel ich natürlich auf. Aber die Mongolen sind sehr aufgeschlossen. Ich hatte schnell das Gefühl, als Bekannter oder Freund betrachtet zu werden.

Wie kann man sich Ulan Bator als die größte Stadt der Mongolei vorstellen?

Eine kleine russische Provinzstadt, Plattenbauten überall.

Ulan Bator ist eine alte Stadt, sie ist deutlich russisch-sozialistisch geprägt. Es gibt im Zentrum schöne Bauten aus den 30er Jahren, aber die Platten-Nachkriegsbauten dominieren das Stadtbild. Der kleine Stadtkern ist angenehm, aber dahinter kommen unglaublich ausgedehnte Wohnviertel. Dazu ziehen sich um Ulan Bator herum die Jurten-Viertel. Doch das sind keine Slums. Viele Menschen kommen vom Land und bauen dort ganz traditionell ihre Jurte auf, bis sie eine Wohnung gefunden haben.

Und das Kulturleben?

Es gibt eine Oper, Theater und all das, was man so kennt. Es gibt in der Stadt einige sehr schöne Klöster, die immer wieder schön anzuschauen sind. Das große Hauptstadt-Kloster zum Beispiel, das Gandan-Kloster. Dort habe ich mich oft in die verschiedenen Tempel gesetzt und den lamaistischen Tagesablauf beobachtet.

Interessant ist auch die mongolische Musik, es gibt einige schöne mongolische Opern und vor allem den Obertongesang, der eine sehr große Rolle spielt.

Mittlerweile gibt es auch ein neues High-Tech-Kino, wo auch westliche Filme im Original mit mongolischen Untertiteln laufen.

Man muss sich also in Ulan Bator keine Sorgen um seine Freizeitgestaltung machen?

Am Anfang hatte ich kaum Freizeit. Ich hatte mich zwar vorher schon in Deutschland mit meiner mongolischen Lehrstuhlleiterin getroffen und alles besprochen, aber in der Mongolei ändert sich alles immer im letzten Moment. Da musst du manchmal auf die Schnelle ein ganzes Semester neu vorbereiten.

Aber dann bin ich viel in die Theater gegangen und auf Konzerte, in die Oper oder eben auch in die Kneipe oder in die Disco zum tanzen. Das tun übrigens alle Mongolen gerne.

Wie ist denn das mongolische Bier?

Sehr deutsch geprägt. (lacht) Es gibt zwei beliebte Kneipen, eine gehört einem Schwei-

zer, die andere einem Deutschen: Tschingis-Beer und Khan-Bräu. Und die machten, als ich ankam, definitiv das bessere Bier. Ich habe natürlich das mongolische Bier sofort probiert, aber das war nicht so gut. Inzwischen hat sich das geändert. Es gibt sehr gutes mongolisches Bier. Mit einem Wort: Lecker!

Wodurch unterscheiden sich die typischen mongolischen Studenten von den deutschen Studenten?

Das mongolische System ist nicht vergleichbar mit dem deutschen. Nach zehn Jahren Schule kann theoretisch jeder studieren – wenn er oder sie die Aufnahmeprüfung besteht. Das heißt, man kommt mit siebzehn zur Uni. Dort wird das Schul-System weitergeführt: feste Klassenverbände, ein fester Stundenplan und kaum Wahlfreiheit. Dadurch werden die Studenten natürlich wenig zur Selbständigkeit erzogen.

Mongolische Studenten haben also gar keine Chance, Langzeitstudenten zu werden?

Nein. Sie machen eine Aufnahmeprüfung, zahlen ihre Studiengebühren, ungefähr dreihundert Euro im Jahr, kommen in die Uni, schreiben ihren Stundenplan ab, suchen die Räume und gehen hin. Sie wissen zwar nicht, was sie erwartet, aber das wird ihnen ja in der ersten Stunde gesagt.

Kann jeder 300 Euro im Jahr aufbringen?

Das ist zwar relativ viel, aber alle Eltern wollen im Grunde, dass ihre Kinder studieren, schließlich ist der Uni-Abschluss der einzige Abschluss. Es gibt kein duales System wie in Deutschland mit Lehre und Ausbildung. Handwerkliche Berufe lernt man praktisch in sechs Wochen, dann ist man fertig. Um einen etwas besseren Job zu bekommen, braucht man einen Hochschulabschluss.

Es gibt ein paar Stipendien. Das erste Kind einer Familie, die auf dem Land lebt, kann auf Staatskosten studieren. Dafür verpflichtet es sich, nach dem Studium die ersten Jahre für den Staat zu arbeiten und bekommt das Diplom erst ausgehändigt, wenn diese Zeit vorbei ist.

Was sollte sich am Studium ändern?

Mir war es ein wichtiges Anliegen, im Studium, im Curriculum eine Wahlmöglichkeit mit Pflicht- und Wahlpflichtfächern einzuführen. Und das passiert jetzt gerade. An unserer Uni sogar für die Übersetzer aller Sprachen, nicht nur für Deutsch.

Die eMails, die ich von meinen mongolischen Kollegen bekomme, zeigen zwar Organisationsprobleme, die Studenten scheinen aber die Einführung von Pflicht- und Wahl-



Das Gandan-Kloster ist das größte Kloster in Ulan Bator.

FOTO: SUSANNE BECKER

fächern positiv aufzunehmen. Ich bin sehr gespannt, wie sich das weiterentwickelt.

Du kennst Russland auch sehr gut. Inwiefern ist die Mongolei noch ein postkommunistisches Land, bzw. wie weit sind die Mongolen im Westen angekommen, wenn sie das überhaupt wollen?

Das wollen sie ganz stark. Die Jugend ist sehr am Westen orientiert. Die mongolischen Studenten unterscheiden sich äußerlich kaum von den europäischen. Sie hören dieselbe Musik, tragen die gleichen Klamotten. Sie sind vielleicht ein bisschen schicker – die Berliner Szene würde nicht unbedingt nach Ulan Bator passen.

Auf dem Land ist es natürlich anders. Dort ist es aber nicht traditionell kommunistisch, sondern einfach traditionell mongolisch. Das Staatssystem ist aber noch sehr postkommunistisch. Bis zur Wahl dieses Jahr im Juli hatte die Mongolische Revolutionäre Volkspartei bis auf zwei alle Sitze im Parlament.

Die Mongolei ist ein armes Land, sie hat ein paar Rohstoffe, ein wenig Erdöl und Gold. Die Mongolen leben vor allem von der Viehzucht. Die Russen haben sehr stark die Fleisch- und die Lederindustrie aufgebaut, die DDR auch. Nach der Wende zogen sich die Russen schnell zurück, da ist viel zusammengebrochen. Die Deutschen haben dagegen versucht, einiges aufzufangen. Deutschland ist eines der größten Geberländer in der Mongolei und ein sehr wichtiger Partner.

Was magst Du an den Mongolen eigentlich gar nicht?

(lacht) Da gab es eine Entwicklung. Als ich ankam, erlebte ich schon einen Kulturschock. Ich mochte diese Distanzlosigkeit überhaupt nicht. Körperliche Nähe ohne Ende. In der Schlange, im Geschäft, im Bus, man hält einfach nicht den üblichen europäischen Abstand ein. Diese Nähe hat mich sehr gestresst. Dann fiel ich natürlich auch auf und die Mongolen gucken einen ohne Zurückhaltung unverhohlen an.

Jetzt stört mich das nicht mehr, es fällt mir kaum noch auf. Inzwischen finde ich die Nähe auch sehr schön und genieße es, wenn sich mongolische Frauen bei mir einhaken, wenn wir zusammen irgendwo hin gehen. Man sieht in der Mongolei überall Männer und Frauen Hand in Hand gehen.

Worauf ich zwar vorbereitet war, aber nicht in diesem Ausmaß erwartete, ist das überhaupt nicht vorhandene Zeitgefühl. Meine Freunde haben mich oft stundenlang warten lassen. Aber auch daran habe ich mich gewöhnt. Schwierig ist es aber damit seinen Arbeitsalltag zu organisieren.

Mit meinen Studenten musste ich, was Pünktlichkeit und Abgabetermine betrifft, zum Teil sehr streng sein.

Was vermisst du jetzt am meisten, nachdem du wieder in Deutschland bist?

Die mongolische Gelassenheit.

DAS INTERVIEW FÜHRTE

FRANK TREIBMANN. ■

Studenten-Special



Coffeeshop



Patisserie



Eiscreme



Bar



Eiscreme-
Cocktails

Beim Kauf einer beliebigen Kaffeespezialität erhalten Sie ein franz. Frühstück kostenlos! Studentenausweis bitte bei der Bestellung vorlegen!

Einlösbar im:

Häagen-Dazs Flagship Store • Berlin • Hackescher Markt

Neue Promenade 3 • 10178 Berlin • Telefon 030 / 24 78 14 25

Direkt gegenüber S-Bhf Hackescher Markt • kostenloser W-Lan Hotspot

Geöffnet: täglich ab 9 Uhr - Open End



www.neue-genusswelten.de

Spre-Kochbuch

Kürbisse muss man nicht unbedingt aushöhlen – ihr könnt was sehr Leckeres daraus kochen.

Es ist Herbst geworden. Blätter stürzen sich von Bäumen, Wind geht durch die Straßen – Strickjackenwetter. Für alle, die nach einem Sonntagsspaziergang durchgefroren wieder nach Hause kommen und da gerne ein leckeres, stärkendes Süppchen im Näpfchen hätten und für alle, die bei ihrer nächsten Party keine Lust auf den üblichen Nudelsalat und das unvermeidliche Chili con Carne haben und trotzdem mit wenig Aufwand und für wenig Geld alle satt und glücklich machen wollen, haben wir da genau das Richtige:

Die Kürbissuppe

Kürbisse liegen zur Zeit in allen Größen und Farben bei den Gemüsehändlern herum und warten auf viel besseres als lediglich ausgehöhlt und als alberne Tischdekorationen missbraucht zu werden.

Ihr nehmt am besten einen schönen satt orangenen Kürbis. Die größten sind nicht immer die besten, wichtig ist, dass sie nicht zu wässrig sind und eine feste Konsistenz haben. Ihr kauft noch ein wenig frischen Ingwer, Knoblauch, eine oder zwei Stangen Lauch und los geht's.

Schneidet das Weiße vom Lauch in feine Scheiben, den Kürbis in nicht zu kleine Würfel und schmort beides in etwas Öl in einem großen Topf an; nehmt kein Olivenöl, das verdirbt hier den Geschmack. Dann gebt ihr den klein geschnittenen Ingwer mit einem Teelöffel Zucker dazu. Wer Ingwer nicht mag, lässt ihn weg und nimmt etwas Kurkuma.

Bedeckt dann das versammelte Gemüse zur Hälfte mit Wasser, bringt es zum Kochen, und vergesst nicht zu salzen. Dann kommt der Deckel wieder drauf und ihr müsst nur noch warten, bis die Kürbistücken schön weich und mürbe sind. Während ihr wartet, befreit ihr zwei bis drei Knoblauchzehen von ihren Schalen und kramt euren Pürierstab hervor.

Wenn der Kürbis so richtig schön matschig ist, tut ihr die Knoblauchzehen dazu und püriert alles kräftig durch. Dabei ist Vorsicht geboten, umherfliegende Kürbistücken können in dieser Situation arge Verbrennungen hervorrufen. Wenn euch das Ganze nun zu breiig ist, dann füllt behutsam Wasser nach, aber vergesst nicht: das kann auch den Geschmack verwässern.

Das ist schon alles. Alle werden eure Kochkunst bewundern. Dazu sieht es auch noch fantastisch aus. Zu dem schönen Orange passt sehr gut ein wenig Petersiliengrün und auch ein wenig weißer Schmand.

Solltet ihr nicht den ganzen Kürbis verbraucht haben, weil der Topf dann doch nicht so groß war, dann habe ich für euch noch ein leckeres Rezept.

Das köstliche Kürbis-Manna

Dafür benötigt ihr neben dem Ingwer und dem Knoblauch noch eine Büchse Kokosmilch, Zwiebeln und ein wenig Zwiebelsamen. Kokosmilch und Zwiebelsamen gibt es im Asia-Laden. Schneidet die Zwiebel in feine Ringe, den Kürbis in kleine Würfel und gebt Öl in eine Pfanne.

Wenn das Öl heiß ist, tut den Zwiebelsamen hinein, wartet einige Sekunden und schmort dann die Zwiebeln und den Kürbis an, bis die Zwiebeln braun sind. Dann salzt ihr behutsam oder gebt ein paar Spritzer Fischsauce hinein (gibt es auch im Asia-Laden). Dann kommen die Dose Kokosmilch und etwas fein geschnittener Ingwer hinzu.

Jetzt schneidet ihr eine, maximal zwei Knoblauchzehen in feine Scheiben. Wenn die Kürbistücken weich aber noch bissfest sind, reduziert ihr die Hitze und rührt den Knoblauch unter. Salzt eventuell nach und lasst das Ganze jetzt noch ein wenig ziehen. Dazu passt Basmati- oder Jasminreis, der sollte inzwischen auch fertig sein. Nun deckt ihr den Tisch, stellt Kerzen auf, macht einen guten Weißwein auf und holt eure Liebste oder euren Liebsten an die Teller.

Für alles Weitere seid ihr dann selber verantwortlich.

FRANK TREIBMANN ■

Ihr braucht

für die Suppe

Kürbis
Frischer Ingwer
Knoblauch
Lauch

für das Manna

Kürbis
Ingwer
Knoblauch
Kokosmilch
Zwiebeln
Ziebelsamen
Reis
(Fischsauce
Weißwein)

Shop Schöneberg Hauptstraße 138 10827 Berlin Tel. 93 95 32 92	Shop Friedmann Bundesallee 88 12041 Berlin Tel. 80 94 01 60	Die natürlichen Supermärkte Studenten kaufen klug und günstig! 5.000 Bioprodukte zu fairen Preisen! Alle Märkte öffnen: Mo-Fr 09-20 h Sa 09-18 h www.biocompany.de info@biocompany.de	BIO COMPANY
Shop Charlottenburg Wilmersdorfer Str. 102 10629 Berlin Tel. 3 23 81 31	Shop Prenzlauer Berg Schönhauser Allee 65 10437 Berlin Tel. 44 65 30 70		
Shop Friedrichshain Voigtstraße 38 10247 Berlin Tel. 47 80 49 10			

Wahrheit oder Pflicht

Krimis, das ist schon seit Agatha Christies Zeiten klar, sind nicht einfach nur Erzählungen von Verbrechen, die schließlich aufgeklärt werden. Krimis sind nicht einfach nur ein Puzzlespiel, in dem sich Motiv, Tatwaffe, Opfer und Täter zu einem Ganzen fügen, so dass der Leser befriedigt das Buch zur Seite legen kann.

Im Krimi werden Werte verhandelt und hinterfragt – nämlich von denen, die sich nicht an sie halten. Die Unantastbarkeit des Lebens, die Rücksichtnahme auf die anderen, all dies wird mit dem Verbrechen in Frage gestellt, und mit der Entlarvung und Bestrafung des Täters wieder ins rechte Licht gerückt – oder auch nicht. Aber Verbrechen dienen nicht nur als Härtestest für die zehn Gebote. Der Umgang mit ihnen und ihrem Täter wirft auch immer ein bezeichnendes Licht auf die Gesellschaft, in der das Verbrechen begangen wurde. Behandelt diese Gesellschaft wirklich alle gleich? Ist sie tatsächlich an der Wahrheit orientiert, oder nur an der Aufrechterhaltung des schönen Scheins? Wenn eine Säule unserer Zivilisation so sehr wackelt, setzt das Nachdenken ein.

So geht es auch Oberinspektor Chen Cao in Qiu Xiaolongs Krimi „Tod einer roten Heldin“. Die besagte Heldin ist Modellarbeiterin Guan Hongying, Vorzeigefrau des neuen sozialistischen Chinas, die eines Morgens



TOD EINER ROTEN HELDIN
Qiu Xiaolong, dtv, München 2004
460 Seiten, 9,90 Euro

tot aufgefunden wird. Alle gehen von einem politisch motivierten Mord aus, denn eine so vorbildliche Frau könne keine Feinde haben.

Aber als in ihrem Magen halbverdauter Kaviar und in ihrer Wohnung kompromittierende Fotos gefunden werden, ist ihre Vorbildlichkeit zunehmend zweifelhaft.

Gegen die Wünsche seiner Vorgesetzten ermittelt Chen Cao weiter, und stößt auf Spuren, die bis in die höchsten Gesellschaftsschichten führen. Denn Guan Hongying hat sich auf einen „Prinzling“ eingelassen, den Sohn eines hohen Parteikaders, der aufgrund seiner Privilegien in Dekadenz lebt. Chen Cao fühlt sich mit dem Opfer verbunden. Sie war wie er hin und her gerissen zwischen einem von politischer Klugheit diktierten Leben, korrekt und vorbildlich, und einem Leben nach ihren eigenen Wünschen, einem Mann und Leidenschaft. Im Laufe seiner Ermittlungen muss auch Chen Cao seine Wahl treffen – die Wahl zwischen der Suche nach der Wahrheit und einer Karriere in den Rängen der chinesischen Polizei.

Eindrücklich geschrieben, voll plastischer und überzeugender Charaktere, entfaltet Qiu Xiaolongs Roman ein Bild des modernen Chinas, das nie das poetische Detail aus dem Blick verliert. Und wenn der Oberinspektor vor der Säule steht und nicht weiß, ob er es wagen soll an ihr zu rütteln, halten wir den Atem an – aus Sorge, ob nicht auch bei uns etwas umstürzen könnte.

LEA BRAUN ■

Wenn Philosophen weinen

„Die Zukunft der deutschen Philosophie steht auf dem Spiele“, schreibt die junge, charismatische Russin Lou Salomé dem Wiener Arzt Joseph Breuer im Jahr 1882. Nach mehreren Treffen gelingt es ihr, Breuer zu überzeugen, den verzweifelten, suizidgefährdeten Friedrich Nietzsche mit einer neuartigen, aber noch unerprobten Methode zu behandeln, der so genannten „Redekur“.

Nietzsche weigert sich zunächst jedoch gegen eine Behandlung. Lou Salomé gelingt es schließlich, dass Nietzsche Kontakt mit Breuer aufnimmt. Nietzsche geht zu dem Zeitpunkt noch davon aus, wegen seiner körperlichen Beschwerden diesen Arzt aufzusuchen. Doch bald verschwimmen die Grenzen der Arzt-Patient-Beziehung.

Irvin D. Yalom konstruiert in seinem Roman das Zusammentreffen historischer Personen und gibt damit einen Einblick in das Denken dieser Zeit. Sprachgewandt und

spannend schildert er die Anfangszeit der Psychoanalyse. Selbstverständlich taucht auch Sigmund Freud auf und berät Breuer bei der „Redekur“. All die Informationen, die Yalom clever in seine Handlung einbettet, bremsen das Lesen mitunter etwas aus. Dennoch möchte man das Buch nicht aus der Hand legen und bleibt neugierig, wie sich die Figuren und deren Beziehungen weiterentwickeln.

Auf der fachlichen Seite kann Yalom auf seine Erfahrungen zurückgreifen, er war Professor für Psychiatrie an der Stanford University und ist in den USA ein angesehener Psychotherapeut.

Dieses Buch ist für alle, die einen Einstieg in die Psychoanalyse suchen und für die die historischen Personen Lou Salomé, Friedrich Nietzsche, Joseph Breuer und Sigmund Freud bisher nur Namen waren.

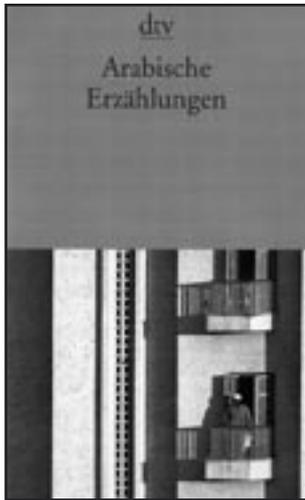
STEPHAN LAHL ■



UND NIETZSCHE WEINTE
Irvin D. Yalom, Piper, München 2001
448 Seiten, 9,90 Euro

Geschichten aus dem Orient

Die arabische Literatur ist uns nicht so fremd, wie man vermuten würde.



ARABISCHE ERZÄHLUNGEN
Suleman Taufiq, dtv, München 2004
362 Seiten, 10 Euro

Der diesjährige Länderschwerpunkt der Frankfurter Buchmesse sind die Arabischen Länder. Das hat der Deutsche Taschenbuch Verlag zum Anlass genommen „Ein Lesebuch der modernen arabischen Literatur“ mit dem schlichten Titel „Arabische Erzählungen“ herauszugeben.

Übersetzt und mit einem Nachwort versehen hat diese Anthologie mit Erzählungen von Autorinnen und Autoren aus 14 Arabischen Ländern der 1953 in Syrien geborene Suleman Taufiq. Der studierte Philosoph und Literaturwissenschaftler ist selbst Dichter und Autor von Kindergeschichten. Seit 1971 lebt er in Deutschland. Mit diesem Band gewährt er uns einen unerhört interessanten Einblick in die heutige arabische Literatur. Die arabische Welt ist für viele ein gänzlich unbekannter Raum. Wir kennen nur die Nachrichtenbilder grausamer Bürgerkriege und eine bunte Ansammlung zahlreicher Klischees aus 1.001 Nacht, die uns die Sicht auf diese gar nicht so fremde Kultur nehmen.

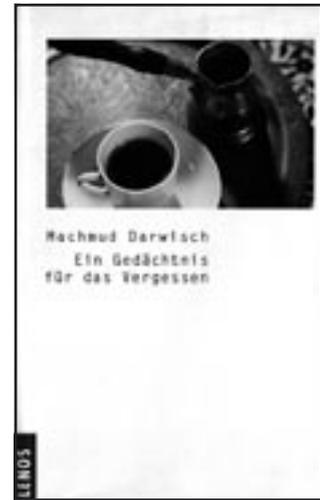
Was beim Lesen der meisten Geschichten dieses Bandes auffällt, ist eine sehr vertraute, aus unserem Blick – europäische – Art des Erzählens. Dies liegt wahrscheinlich nicht zuletzt daran, dass in der Arabischen Literatur bis ins 19. Jahrhundert die Lyrik – in

strenger Anlehnung an den Koran, der auch in Reimen verfasst ist – die ausschließliche poetische Ausdruckform war. Erst mit dem Beginn des Kolonialismus, der erzwungenen Konfrontation mit der europäischen Kultur, entwickelten sich neue Formen, wie die Kurzgeschichte, die Novelle und der Roman. So steht die moderne arabische Erzähltradition gleich von Beginn an im Spannungsfeld zwischen der europäischen und der arabisch-islamischen Kultur.

Wer in diesen Geschichten nun eine Bebilderung der üblichen Klischees von eifernden Islamisten und übel misshandelten Frauen sucht, der wird nicht fündig. Dennoch liegen den Geschichten, die nicht selten vom schwierigen arabischen Verhältnis der Geschlechter zueinander handeln, die jeweils spezifisch gelebten islamisch-patriarchalischen Verhältnisse zu Grunde. So in jener mit stiller Stimme und ohne jeden Schnörkel erzählten Geschichte „Ein unbewohnter Raum“ des Irakers Sargon Boulos, der die eingeschnürte Enge und auch Ohnmacht eines sich nach Liebe und Berührung sehnenenden jungen Mannes schildert, der ganz und gar nicht in der zerbröckelnden traditionellen Welt des Islams seine Rolle als Mann zu finden weiß. Oder auch die mit Witz und Mut zur ungewöhnlichen Erzählfolge von dem Jordanier Ghalib Halasa erzählte Geschichte „Der Fremde“, in der das nur scheinbar harmlose Mädchen schließlich die Initiative ergreift. Es sind immer wieder die Frauen, die als die Stärkeren erscheinen.

Die Absurdität des arabischen Ehrgefühls, das mit tödlicher Konsequenz das Leben ganzer Familie zerstört, wenn ein Mann seine Schwägerin tötet, schildert der Iraker Fuad At-Tekerli in einem atemlosen Monolog, der einen schweigen macht aber auch verstehen lässt („Der Backofen“). Andere, wie der Libanese Taufik Jussuf Awwad, bringen uns den Charme der Straßen Beiruts und ihrer Bewohner nahe, ohne von uns auch nur eine einzige Träne zu erpressen („Der Kaffeeverkäufer“).

Dieses Buch ist weit mehr als ein Kompendium ethnographischer Einblicke in eine uns fremde Welt, es ist ein literarisches Schatzkästlein.



EIN GEDÄCHTNIS FÜR DAS VERGESSEN
Machmud Darwisch, Lenos, Basel 2001
212 Seiten, 18,90 Euro

Der Basler Lenos Verlag macht sich seit Jahren um die Verbreitung arabischer Literatur im deutschsprachigen Raum verdient. 2001 erschien in seinem Programm Machmud Darwischs Prosaband „Ein Gedächtnis für das Vergessen“. Darwisch ist der bedeutendste palästinensische Dichter der Gegenwart.

In einer dichten, poetischen, mitunter auch zynischen Sprache schildert er einen Tag im August 1982 in Beirut während der israelischen Belagerung, die die Vertreibung der Palästinenser aus der libanesischen Metropole zum Ziel hatte. Morgens um vier Uhr, von einem heftigen Bombenangriff aus dem Bett geworfen, hat er nur einen heftigen Wunsch: den Duft von Kaffee – nur fünf Minuten Normalität, fünf Minuten Frieden, um sich eine Tasse Kaffee zuzubereiten, bevor er sich auf die Straße wagt. Sein Gang wird zur Reise ins persönliche und kollektive Gedächtnis, eine Reflexion über das Fremdsein und das Exil, das Schicksal einer verlorenen Nation, in all ihren Widersprüchen.

Auch wenn das Buch noch vor 1987 verfasst wurde, hat es nichts von seiner Aktualität eingebüßt. Wer den Israelisch-Palästinensischen Konflikt verstehen möchte, kommt an diesem Buch nicht vorbei.

FRANK TREIBMANN ■

Lauter Drei-Minuten-Dramen

Erst gewannen sie einen Preis, dann gründeten sie eine Band und nun haben sie einen Plattenvertrag.

„Mathilda“ das sind sieben junge Musiker: der Pianist und Keyboarder Peter Roth, der Bassist Marco Buttgereit, der Schlagzeuger Simon Brauer und die beiden Saxophonisten Sabine Wenzl und Florian Waldow; nicht zu vergessen: der Texter und Komponist Florian Bald und die Schauspielerin und Sängerin Anika Mauer.

Florian und Anika lernten sich am Deutschen Theater kennen, wo Florian Anika zum ersten Mal singen hörte und – so scheint es – schwer begeistert war. Die Begeisterung beruhte auf Gegenseitigkeit und sie beschlossen, gemeinsam Musik zu machen. Später stießen Freunde dazu, bis sich im Spätherbst 2003 eine Band gründete. Seit kurzem sind sie Träger des renommierten „Nachwuchsförderpreises für junge Songpoeten 2004“ der Hanns-Seidel-Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Rundfunk und spielen zur Zeit in Berlin für das „Pläne“-Label ihre erste Platte ein.

Auf die Platte müssen wir leider noch bis Januar warten. Live könnt ihr die Sieben am 21. Oktober im „Künstlerklub Die Möwe“ sehen und hören. Im Internet findet ihr sie jetzt schon unter www.mathilda-musik.de. Dort könnt ihr auch in einige Songs Reinhören. Wer sich bei Mathilda per eMail unter dem Stichwort „spree“ als erster meldet (Kontakt auf der Seite) bekommt zwei Freikarten.

Wir trafen uns mit der Sängerin Anika, dem Komponisten und Texter Florian, sowie Marco, dem Bassisten.

SPREE: Ihr habt euch bei Anikas Chanson-Abend „Opium für alle“ kennengelernt?

FLORIAN: Ja. Ich bin nach dem Programm zur ihr hingegangen und habe gesagt: „Wir müssen unbedingt etwas zusammen machen. Wir sind füreinander bestimmt. Weißt du, wann das geht?“ Dann hab ich ihr noch meine CD gegeben.

ANIKA: Ich hab mir die CD angehört und hatte einen der schönsten Sonntage. Dann dachte ich, so etwas will ich auch machen.

FLORIAN: Zuerst war es nur ein Projekt zwischen mir und Anika. Ich habe zu Hause am Computer die Musik aufgenommen und Anika hat gesungen. Dann haben wir gesehen, dass die Hanns-Seidel-Stiftung in München einen Nachwuchsförderpreis für Chansons ausschreibt und dachten, da bewerben wir uns mal.



Musik für den schönsten Sonntag des Jahres – die Band „Mathilda“.

FOTO: PROMO

ANIKA: Und ich wusste, dass wir gewinnen werden.

FLORIAN: Zu dem Preis gehörte auch ein Auftritt im Bayerischen Fernsehen bei „Songs an einem Sommerabend“. Das ist ein großes Openair-Festival mit Songschreibern aus ganz Europa. Dort hat uns auch unsere Plattenfirma „Pläne“ entdeckt.

Habt ihr extra für den Wettbewerb ein Lied geschrieben?

ANIKA: Alles, was bis dato existierte, hatte Florian schon geschrieben. Im Moment, auch auf unserer CD, die wir gerade produzieren, spielen wir ausschließlich Florians Material, seine Texte, seine Musik. Aber im Prinzip sind wir alle in der Band gleichberechtigt, und die Zukunft wird zeigen, wie sich unsere Musik entwickeln wird.

Wie habt ihr für den Auftritt bei dem Festival so schnell sieben Leute zusammengebracht, die sich dann auch noch so gut verstehen?

FLORIAN: Wir hatten eigentlich schon immer im Hinterkopf, das Ganze auch mal auf eine Bühne zu bringen und live zu spielen. Also haben wir mit Freunden schon vor dem Wettbewerb ein wenig herumprobiert. Da

kamen dann nach und nach alle dazu, der eine kannte den anderen, und brachte ihn mit, wie das so geht. Unser Pianist kam als letzter dazu, auch über Freunde.

ANIKA: Wir haben uns als Band eigentlich erst bei dem Festival konstituiert. Sieben Leute saßen da zusammen und haben plötzlich festgestellt, dass sie auch in Zukunft unbedingt zusammen Musik machen müssen

Seid ihr eine klassische Studentenband?

MARCO: Bei uns sind tatsächlich alle außer Anika am Studieren oder am Promovieren. Unsere Saxophonistin ist die einzige professionelle Musikerin, sie studiert an der UdK.

Was das Musikalische angeht, hat Florian die Fäden in der Hand. Machen denn auch alle, was er will?

ANIKA: Ja.

MARCO: Im Probenraum ist das so: Da ist eine Band. Und Florian sitzt nicht alleine am Computer, sondern spielt Gitarre. Und weil jeder von uns aus einer anderen musikalischen Ecke kommt, trägt auch jeder auf seine Art zu der Musik bei.

Die Lieder sind schon so, wie sich Florian gedacht hat, nur verändert sich mit einer Band eben auch der Sound.

FLORIAN: Als wir mit Anika zu zweit angefangen haben, sollte die Musik vom Stil her schon Chanson sein, sowohl von den Texten her, als auch in der Art der Arrangements. Ich wollte sie aber wesentlich reduzierter und mit mehr elektronischen Mitteln. Das hat sich beim Spielen mit der Band geändert. Deshalb versuchen wir jetzt mit der Nachbearbeitung wieder ein bisschen zu unserem Ausgangspunkt zurückzukommen, alles wieder zu reduzieren und von jeglichem Kitsch zu befreien. Ohne jedoch die Live-Atmosphäre wieder ganz herauszunehmen.

Kitsch und Romantik sind also nicht euer Ding?

FLORIAN: Romantik ist schon ein Bestandteil von Chansons. Man muss sehen, wie man da die Balance hält.

ANIKA: Das ist gerade auch bei deutschen Texten nicht einfach. Florians Texte haben zum Beispiel eine tolle Art von Humor, der manchmal so von hinten herkommt. Sie sind am Ende immer überraschend.

Wie kann man eure Musik beschreiben, klassische Chansons, nur eben mit einem siebenköpfigen Orchester?

MARCO: Naja, wir machen keine klassischen Chansons. Wir sind eine Band, mit Rhythmusgruppe und Bläsern. Trotzdem

kann man schon sagen, dass unsere Musik sehr klavierlastig ist. Und die Texte sind natürlich wichtig.

Wo liegen eure Vorbilder, woran orientiert ihr euch?

FLORIAN: Ich mag die Chansons aus den 30er und 20er-Jahren sehr gerne. Wo der Witz erst so langsam, im Verlauf, herausgekitzelt wird.

ANIKA: Florian erzählt mit seinen Songs recht erdige, bodenständige, ja fast simple Geschichten.

FLORIAN: Es geht meist darum, einen Moment zu erfassen und ihn so zu beschreiben, wie man ihn vielleicht nicht sofort sehen würde. Keine großen Sachen, eher so aus dem Alltag.

ANIKA: Dadurch werden sie auch universal. Das findet man selten, dass man über den Tellerrand gucken kann und etwas allgemeingültig wird, weil es ganz klein erzählt wird.

FLORIAN: Ich möchte mit einfachen Mitteln und ohne den verkopften Dichter heraushängen zu lassen Dinge auf den Punkt bringen. Das gilt auch für meine Musik. Jeder Song soll ein Drei-Minuten-Drama sein.

Das ist dann Anikas Aufgabe?

FLORIAN: Ja. Und sie macht immer das Beste aus meinen Texten.

Für wen macht ihr eure Musik?

FLORIAN: Darüber denken wir kaum nach. Vielleicht einfach für Leute, die unsere Musik mögen.

ANIKA: Für Leute, mit denen ich befreundet sein könnte, die hören ja auch ganz unterschiedliche Sachen.

MARCO: Die Musik auf der Platte ist ja sehr vielfältig. Es gibt getragene aufs Klavier reduzierte Stücke, andere sind dann wieder üppig, mit Bläsern. Wieder andere sind durch die Elektronik fast schon tanzbar.

Ihr wollt also nicht berühmt werden, ihr wollte einfach richtig gute Musik machen.

FLORIAN: Wenn man einen bestimmten Bekanntheitsgrad hat, dann hat man mehr Möglichkeiten. Ohne den Auftritt auf dem Festival hätten wir nicht den Plattenvertrag bekommen und nicht diese guten Arbeitsbedingungen. Mit dem „Pläne“-Label haben wir wirklich Glück. Die lassen uns die größte künstlerische Freiheit. Kein Musiker wird leugnen, dass er das nicht gern hätte.

Tom Waits sagte mal, er würde Musik machen, die ihm gefällt, die es aber noch nicht gibt. Auf unserer Platte sind Stücke, die mir gefallen, die ich gerne höre, die ich aber allein nicht hätte herstellen können. So haben wir zusammen eine großartige Platte gemacht.

FRANK TREIBMANN ■

S kurriler Musikmix



Herrlich schräge Rock-Pop-Musik mit Anklängen an viele Musikrichtungen erwartet die Hörer von „Oingo Boingo“-CDs. Der kreative Kopf der Gruppe, die sich mehrfach umformierte, ist Danny Elfman, vor allem bekannt durch Soundtracks, die

er für Tim Burtons und andere Filme (Batman, Spiderman oder Men in Black) schuf.

Von Ende der 70er-Jahre bis 1995 hatte er mit „Oingo Boingo“ seine Band, mit der er 13 Platten aufnahm und zahlreiche Konzerte gab. Für die Top Ten hatte es zwar nie gereicht, doch die Fangemeinde besteht bis heute und das 1985er Album „Dead Man's Party“ brachte es immerhin zu Gold-Status.

Wie bei seinen Filmkompositionen verzichtet Elfman auch bei Oingo Boingo auf elektronische Spielereien, sondern nutzt echte Instrumente in einer expressiven Vielfalt. Genauso comichaft wie zahlreiche der Soundtracks hören sich viele Titel von Oingo Boingo an: schmissig, verrückt und ein bisschen jazzig.

Zusammen mit den talentierten Oingo Boingo-Bandmitgliedern funktioniert auch die facettenreiche Rock-Pop-Melange, die sich trotz ihres Alters nicht nach den schlimmen 80er Jahren anhört. Ganz nebenbei sei erwähnt, dass das für die Musik gesagte auch für die meisten Texte gilt, die teilweise so skurril-düster sind wie Tim Burtons Filme.

PETER SCHOH ■



U ntote Verlierer

„Die Nacht der lebenden Loser“. Der Titel ist Programm. Zum einen verweist er auf den Urvater der Zombie-Filme, zum anderen geht es um Verlierer. Philip, Konrad und Wurst sind das Loser-Trio ihrer Schule. Das ist komisch. Zufällig werden sie zu Zombies. Das ist noch komischer. Sie rächen sich für die erlittene Schmach. Das ist auch wieder komisch. Wie bei allen Teenie-Filmen geht es ebenfalls um Sex. Auch das ist komisch.

Zumindest soll all das komisch sein. Ist es aber leider nicht immer, denn manche Dialoge passen deutlich besser in einen Comic als in einen Film. Dazu kommen noch die eher hektischen Hauptdarsteller, die der ganzen Handlung eine Unruhe geben, die wohl ebenfalls komisch sein soll.

Auf der Plus-Seite stehen eine abstrus-unterhaltsame Story, anderthalb vergnügliche Stunden und eine Niedrig-Belastung des Gehirns.

JONAS MORTEN 



THE MOTORCYCLE DIARIES – DIE REISE DES JUNGEN CHE

Brasilien/USA 2004, Regie: Walter Salles, 126 Minuten

Kinostart: 28. Oktober



DIE NACHT DER LEBENDEN LOSER

D 2004, Regie: Matthias Dinter

Kinostart: 4. November

K inotipps

KINOKLUB DER HUMBOLDT-UNI

www.kinoklub.de

26. Oktober

VERGISS MEIN NICHT (OMU)

2. November

M – EINE STADT SUCHT EINEN MÖRDER

4. November

TANZ DER VAMPIRE

9. November

DIE TRÄUMER

MEHRERE BERLINER KINOS

www.interfilm.de

2. – 7. November

20. INT. KURZFILM-FESTIVAL BERLIN

FILMKUNSTHAUS BABYLON

www.fkh-babylon.de

29. Oktober – 1. November

PREMIERE:

INVISIBLE – ILLEGAL IN EUROPA

C he unterwegs

Wer war Che Guevara? War er einmal auch nur ein gewöhnlicher junger Mann, bevor sein Konterfei weltweit den T-Shirt-Absatz ankurbelte? „The Motorcycle Diaries – Die Reise des jungen Che“ gibt keine eindeutige Antwort. Das schmälert den Film nicht, macht ihn sogar stärker.

Wir brechen mit Ernesto Guevara de la Serna und seinem 29-jährigen Kumpel Alberto Granado hektisch auf und verlassen Buenos Aires. Dort studiert Ernesto Medizin und steht kurz vor dem Abschluss. Seine Familie sieht es zuerst gar nicht gern, dass sich der 23-Jährige auf Albertos betagtes Motorrad schwingen und quer durch Südamerika reisen will. Schon in dem raschen Aufbruch wird der Stil des Filmes klar: In kurzen, präzisen Szenen schildert er die Situationen, um sich danach gleich der nächsten zu widmen. Bis zum letzten Drittel erzählt Ernesto aus dem Off in Briefen an seine Mutter von der Reise. Diese Reflexionen über das Gesehene und Erlebte stören oft die unmittelbare Wirkung der angenehm bewegten Bilder der Handkamera.

Unbeschwert und übermütig fahren die beiden durch Argentinien und Chile. Die Personenkonstellation ist rasch klar. Alberto ist der Lebemann, auf der Jagd nach den Verheißungen eines jeden Rockzipfels, während Ernesto eher melancholisch-schüchtern das Geschehen rundum aufsaugt. Das

zerstört den Che-Mythos nicht und die charismatische Inszenierung der Hauptfigur enthält wahrscheinlich sogar einen Funken Wahrheit.

Auf einem Tanzfest in Temuco, wo das Motorrad repariert wird, versucht sich auch Ernesto etwas unbeholfen auf der Tanzfläche – mit der Frau des Motorrad-Mechanikers. Das führt dazu, dass die Einwohner die beiden aus der Stadt jagen. Nun geht es zu Fuß weiter. Alberto scheint zusammen mit seinem Motorrad seine Fröhlichkeit verloren zu haben. Auch in Ernestos Gesicht findet sich seltener das leichte Lachen der ersten Etappen. Langsam schleicht sich der Ernst des lateinamerikanischen Lebens in die Reise. In der peruanischen Lepra-Kolonie San Pablo, etwa sechstausend Kilometer von Buenos Aires entfernt, haben sie nicht mehr nur Spaß, sondern sind mit immer wieder aufflackernder Jugendlichkeit zu Erwachsenen geworden.

Der Film schildert eine Reise von der Jugend in das Erwachsensein. Eine Reise durch die beeindruckend schönen Landschaften und Kulturen Südamerikas. Eine Reise, die verstehen lässt, warum jemand die Welt verbessern möchte. Eine Reise, deren zahlreiche Etappen ein buntes Bild der 50er-Jahre zeichnen. Eine Reise, die einen die Dunkelheit des Kinosaals mit einem guten Gefühl verlassen lässt.

PETER SCHOH 

Klassiker

Vor 40 Jahren: Kubricks „Dr. Seltsam“

Ein todsicherer Plan geht schief. Das kennt man zur Genüge, es ist aber eher selten, dass dabei die gesamte Menschheit draufgeht. Stanley Kubrick spielt den Gedanken, ein todsicheres Abwehrsystem im Kalten Krieg ad absurdum zu führen, konsequent in dem Filmklassiker „Dr. Seltsam oder Wie ich lernte die Bombe zu lieben“ von 1964 durch.

Nachdem der amerikanische General Jack D. Ripper seiner Bomberstaffel befohlen hat, die Sowjetunion anzugreifen, versuchen beide Seiten verzweifelt, die Katastrophe abzuwenden. Denn die Sowjetunion hat zur Abschreckung eine „Welt-Vernichtungs-Maschine“ entwickelt, die bei einem Angriff die Welt vernichtet – unpraktischerweise wird sie wahrscheinlich funktionieren. Das perfekte System der Sicherheit lässt weder einen Abbruch des Angriffs noch eine Abschaltung der Maschine zu. In wenigen Stunden haben die Bomber ihre Ziele erreicht.

Mit perfider Präzision schildert der Film die Erfolge auf dem Weg zur Verhinderung der Weltzerstörung. Doch kaum ist ein Problem gelöst, taucht ein neues auf. Die Verantwortlichen glänzen auch nicht gerade mit grandiosen Plänen – diese bitterböse Satire und Demontage des Topos vom „allfähigen Helden und den genialen Führungspersönlichkeiten“ ist heute mindestens so aktuell wie damals.

Einmal miterlebt, vergisst man nie wieder, wie der amerikanische Präsident Muffley (Slang für „Schamhaartoupet“) dem russischen Präsidenten Dimitri das Problem schildern will: „Ich versteh' Sie so schlecht, könnten Sie bitte das Radio ausmachen.“ Ständig kommen den Handelnden solch alltägliche Banalitäten und ihre eigenen Schwächen ins Gehege. Gerade wegen der Brisanz bleibt einem das Lachen oft im Halse stecken.

In jeder Szene zelebriert und seziert Kubrick die menschlichen Befindlichkeiten und die Psycho-Logik der Situationen. Das Denken und Handeln der Männer kreist ständig um die Verlockungen der weiblichen Reize, dabei taucht nur eine einzige Frau kurz im Film auf. Mit dieser Bloßstellung der männlichen An-Triebe und deren Konsequenzen auf filmisch hohem Niveau ist Kubrick eine zeitlose Dokumentation gelungen, die beweist, dass trotz aller Vernunft, der Mensch sich stets selbst im Wege steht.

MATTI ROCKBICH



DR. SELTSAM ODER WIE ICH LERNT DIE BOMBE ZU LIEBEN

USA/GB 1964, Regie: Stanley Kubrick, Darsteller: Peter Sellers, George C. Scott, 90 min, s/w, auf DVD für etwa 20 Euro erhältlich

GAGFAH

Wohnen und Leben in Neukölln

Folgende provisionsfrei zu vermietende Wohnungen können unter anderem besichtigt werden:

Warthestraße 26 a

EG links, 2 Zimmer mit Balkon, Küche, Bad, mtl. Miete 260,92 €, inkl. NK, zzgl. Kautions

ca. **39m²**

Warthestr. 28

EG re., 2 Zimmer mit Balkon, Küche, Bad, mtl. Miete 299,19 €, inkl. NK, zzgl. Kautions

ca. **45m²**

Holzmindener Str. 1

2. OG Mi.re., 1 Zimmer mit Balkon, Küche, Bad, mtl. Miete 257,32 €, inkl. NK, zzgl. Kautions

ca. **35m²**

Holzmindener Str. 3

3. OG Mi.li., 1 Zimmer mit Balkon, Küche, Bad, mtl. Miete 263,47 €, inkl. NK, zzgl. Kautions

ca. **35m²**

ca. **35m²**

Holzmindener Str. 5

6. OG Mi., 1 Zimmer mit Balkon, Küche, Bad, mtl. Miete 263,72 €, inkl. NK, zzgl. Kautions

Onckenstr. 19

EG li., 2 Zimmer mit Balkon, Küche, Bad, mtl. Miete 299,93 €, inkl. NK, zzgl. Kautions

ca. **47m²**

GAGFAH

Immobilien-Management GmbH
Zweigniederlassung Berlin
Rüdesheimer Str. 50 · 14197 Berlin

Frau Koblitz: 030/ 827 81-280

Frau Knönagel: 030/ 827 81-284

www.gagfah.de

Theaterprogramm

BROT FABRIK

www.brotfabrikberlin.de
Caligariplatz

„MEDEA“ – BREDEMAYERCOMPANY

24. Oktober, 19.30 Uhr
Nach Euripides.

„EINE ART GEDULD – GHOST LETTERS IV“

27.–30. Oktober, 20.00 Uhr
31. Oktober, 19.30 Uhr
Inspiriert von den Gedichten von Richard MacCann
Die Gedichte „Ghost Letters“ erzählen von den verschiedenen Phasen der Trauer, die MacCann nach dem Tod seines Partners durchlebt. Im letzten Teil des Performance-Zyklus, der sich auf das Gedicht „Transparente“ bezieht, choreographieren die Regisseurin Nicola Dahlinger und die Faserkünstlerin Jeanette Sendler das Schreiben und das Papierschöpfen.

CARROUSEL THEATER AN DER PARKAUE

www.carroussel.de

„ROMEO UND JULIA“

20.–23., 25. Oktober, 18.00 Uhr
10.–12. November, 18.00 Uhr

„LOW“

28., 29. Oktober, 18.30 Uhr
von Daniel Keene
in englischer Sprache

„SHOCKHEADED PETER“

26., 29. Oktober, 19.00 Uhr
„junk Oper“ nach „Der Struwwelpeter oder lustige Geschichten und drollige Bilder“ von Julian Crouch und

Phelim McDermott mit Musik des Londoner Trios „The Tiger Lillies“

GRIPS THEATER

www.grips-theater.de
Altonaer Straße 22

„DER BALL IST RUND.“

EIN GLOBALISIERUNGSKRIMI“
24. Oktober, 16.00 Uhr
25., 26. Oktober, 10.00 Uhr

„HALLO NAZI. EINE EXPLOSIVE BEGEGNUNG“

27.–29. Oktober, 11.00 Uhr
30. Oktober 19.30 Uhr

„LENA IN DER WÜSTE“

5., 8., 9., 11., 12., November, 11.00 Uhr
6., 13. November, 16.00 Uhr

„NELLIE GOODBYE“

8. November, 19.30 Uhr (Premiere)
9., 18. November, 18.00 Uhr
10., 19. November, 10.00 Uhr

OSTENDTHEATER

www.ostendtheater.de
Boxhagener Straße 99

„BUNBURY. ODER WAS FRAUEN ALLES ÜBER MÄNNER WISSEN SOLLTEN ...“

22., 23. Oktober, 20.00 Uhr
von Oscar Wilde

„FERDINAND, EIN STIER“

24., 31. Oktober, 15.00 Uhr

„CYRANO DE BERGERAC“

29., 30. Oktober, 20.00 Uhr

THEATER O.N. (ZINNOBER)

www.theater-on.de
Kollwitzstraße 53

„DAS HAUSGESINDE“

20.–22. Oktober, 20.00 Uhr
Das Hausgesinde erzählt aus der Grimmschen Sammlung, was selten erzählt wird. Skurril und komisch, grotesk und lachhaft. Von des Alltags Bill und Unbill, Frauenleben seit hunderten Jahren – und wie es Frauen den Grimms erzählt haben: Frischer Keks in alten Schachteln. Geschichten von unten, kein Prinz, keine Fee, keine goldene Kugel, am Ende des Brunnens ist Wasser.

„GOTTIMWESTEN“

30., 31. Oktober, 20.00 Uhr
Uraufführung nach Texten von P. Esterházy, A. Kristof, W. Kaminer, B. Nagy, Zs. Bánk, A. Veteranyi, L. Kornitzer

THEATER UNTERM DACH

Danziger Straße 10

„DIE SÜNDFLUT“

21.–24. Oktober, 20.00 Uhr
In Ernst Barlachs Stück wird die Geschichte von Noah zur ekstatischen, aber sinnlosen Angelegenheit. Die Arche ist Schiff, Arbeitsamt, Krisengebiet, Schlachtfeld, Grab oder Designersofa und das Hoffen auf ein besseres Leben dauert an. Das Stück ist eine symbolische Mixtur aus Moralität und Glaubensfragen. Die Suche nach der Verortung des Bösen und Guten in der Welt, nach den Grenzlinien zwischen Opfer- und Täterschaft wird selten inszeniert.

... auch während
des Semesters!



PERSONALSERVICE
<http://www.time-tec.de>
info@time-tec.de

TIME-TEC Berlin GMBH
PERSONALSERVICE
Boyenstraße 41
10115 Berlin

Telefon: 0 30 . 28 09 70 20
Telefax: 0 30 . 28 09 70 22

TIME-TEC GMBH
PERSONALSERVICE POTSDAM
Ricarda-Huch-Straße 2
14480 Potsdam

Telefon: 03 31 . 6 47 59-0
Telefax: 03 31 . 6 47 69-50

Theater als Fluchtraum

„Ich hab den argen Wunsch, mal wieder was richtig Schönes zu sehen.“

Kathrin Vesper bildet zusammen mit Daniela Aue das zweiköpfige Regie-Kollektiv Vesper/Aue/Gefüge. Sie hat in Erlangen und in Berlin an der FU Theaterwissenschaft und Germanistik studiert und in dieser Zeit, wie sie sagt, eigentlich vor allem Theater gespielt und Regieseminare besucht. Dabei haben sich die beiden kennengelernt und 2000 beschlossen, eine eigene Gruppe zu gründen, damals das Theater-Mit-Handlung-Ensemble. Sie wollten „richtiges“ Theater machen, das eine Geschichte erzählt, vom Anfang bis zum Schluss.

Was waren eure ersten Produktionen?

Als erstes haben wir mit Freunden an der Brotfabrik die „Salome“ von Oscar Wilde inszeniert, dann ein Jahr später im Theaterdock sehr erfolgreich den „Woyzeck“ von Büchner. Das Theaterdock war für uns überhaupt ein toller Ort, da kann man auf einer großen Bühne sehr viel ausprobieren. Wir haben bei dieser Inszenierung auch mit Live-Musik gearbeitet.

Ihr seid an der Verbindung von Theater und Musik interessiert?

Ja, auf jeden Fall. Aber auch am Verhältnis von Sprache im Raum. Und an Bewegung. Unsere Inszenierungen sind nahezu tänzerisch. Dabei aber klar und einfach.

Bei unserem dritten Projekt, der „Kreuzigung“, einem Stück von Daniel Bickermann, einem neuen, jungen Autor, hatten wir die Bühne und die Figuren mit einem Käfig strikt in zwei Räume und zwei Gruppen geteilt. Uns hat dabei die Interaktion zwischen dem Innen und dem Außen interessiert, das Gegenspiel verschiedener räumlicher und zugleich psychologischer Ebenen.

Bei einer anderen Produktion, für die Kammerbar im Deutschen Theater, haben wir ganz ohne Text gearbeitet. Dort entwickelten wir zur Musik einer James-Bond-Musik-Band eine Art Laufsteg-Schatten-Choreographie. Das war unser letztes Projekt. Wir nahmen uns dann ein Jahr Pause, um unseren Abschluss zu machen.

Worüber hast du deine Magisterarbeit geschrieben?

Über die Inszenierung der Emilia Galotti von Michael Thalheimer am DT. Ich war beim ersten Anschauen absolut begeistert

und dachte: Ja, so muss Theater sein. Das ist perfekt und mathematisch. Aber zwei Stunden später dachte ich: Warum war das jetzt so wahnsinnig toll? Was bleibt übrig? Das ist die Frage, die mich in meiner Theaterarbeit beschäftigt: inwieweit bedient man die Erwartungshaltung vom Publikum und inwieweit muss man sie trotzdem brechen, um überhaupt irgend eine Wirkung zu erzielen.

Was für ein Art Theater macht ihr?

Wir haben eine etwas spießige, reaktionäre Vorstellung von Theater. Wir haben als Zuschauerinnen den Abstand gern und wollen nicht ins Geschehen mit integriert werden. Das ist wie Bücher lesen. Wenn das Buch gut ist, geht man ganz von selbst in der Geschichte auf.

Dennoch haben wir einen eigenen Spielstil entwickelt und probieren neue Formen aus. Uns brennt es unter den Nägeln, wieder mal etwas Besonderes zu zeigen, das begeistert, weil es so schön oder so traurig oder so gut ist. Ich hab den argen Wunsch, im Theater mal wieder was richtig Schönes zu sehen.

Wird Theater dann nicht zum Fluchtraum?

Warum nicht die naive Forderung nach einem Märchen oder nach einer schönen Liebesgeschichte? Vieles im Theater heute, auch an der Form, ist mir zu intellektuell. Und auch zu kühl.

Ihr führt zu zweit Regie, wie kann man sich das vorstellen?

Wir nehmen uns einfach sehr viel Vorbereitungszeit und versuchen, so viel wie möglich bereits vor jeder einzelnen Probe unter uns zu klären. Es ist im Grunde so, als würde man mit seinem Regieassistenten auf gleichberechtigter Ebene zusammenarbeiten. Das ist sehr befruchtend und macht auch sehr viel Spaß.



Kathrin Vesper will „richtiges“ Theater machen. FOTO: TANIA MORENO

Klappt das so gut, weil sich hier zwei Frauen das Zepter teilen?

Möglich. Ich habe einmal ein männliches Regieduo bei der Arbeit beobachtet. Die haben das schon anders gemacht. Während einer zurückgezogen alles beobachtete, hat der andere Regie geführt. Bei uns ist das eben gar nicht so. Ich rede nur vielleicht etwas weniger.

Was ist Euer nächstes Projekt?

Wir wollen mit Texten von Danil Charms arbeiten und suchen im Moment Leute, die gute Akrobaten sind, gute Jongleure, gute Schauspieler, gute Sänger, gute Tänzer. Wir wollen endlich mal etwas sehr, sehr Lustiges machen. Aber wir merken schon jetzt, dass das wieder eine existentielle Auseinandersetzung mit dem Leben wird. Das Stück hat zwar die Tendenz, sich als eine lustige, schöne Zirkusgeschichte zu entwickeln, wird aber vielleicht doch irgendwie auch traurig und in Ratlosigkeit enden.

Charms schildert ja mit so einem harten Blick. Er erzählt schlimme Situationen, aber du musst trotzdem lachen. Er entwickelt lebenswerte Figuren und lässt sie am Ende gnadenlos fallen. Eine eigens aufgebaute Situation, ein eigens aufgebaute Wille, etwas ganz Tolles zu zeigen, kippt in einem Moment um und die Figuren werden von ihren eigenen Requisiten überrollt.

Wann und wo werden wir das Stück sehen können?

Wir haben uns im Ballhaus in der Nauynstrasse beworben und wollen das Ende März, Anfang April dort machen.

FRANK TREIBMANN ☐

Eine linke Geschichte

Theaterstück mit Kabarett
von Volker Ludwig
und Detlef Michel

Kasse:
030 - 397 47 477
www.grips-theater.de

„Mir ist nicht viel peinlich“

Bis heute kann er sich nicht zwischen Musik, Rundfunk und Fernsehen entscheiden. Götz Alsmann im Gespräch.

Ein medialer Tausendsassa begegnet uns am Kurfürstendamm im Hotel „Askanischer Hof“, dessen 20er-Jahre-Ausstattung mit der Kleidung unseres Gesprächspartners korrespondiert. Götz Alsmann saß uns Anfang Juni 2003 gegenüber und wir vermissten ein wenig die bekannte Tolle. Natürlich ist es interessant, sich über Musik zu unterhalten, aber uns interessierte vor allem der Student Götz Alsmann.

SPREE: Wenn Sie sich 20, 25 Jahre zurück-erinnern – waren Sie ein guter Student?

GÖTZ ALSMANN: Ist ein guter Student ein guter Mensch? Oder ein fleißiger Mensch? Oder ist ein guter Student ein zielstrebigere Mensch? Ich glaube, ich war in vielerlei Hinsicht kein guter Student. Ich hatte viele andere Dinge zu tun. Schon damals habe ich als steuerzahlender Musiker gearbeitet und auch Platten gemacht, die bemerkenswert erfolglos blieben. Ich war sehr viel auf Tournee und nicht so häufig im Hörsaal oder Seminar anzutreffen, wie es vielleicht gut getan hätte. Allerdings habe ich das Studium dann noch in der passablen Zeit von sieben Jahren zu Ende gebracht.

Waren Sie gerne Student?

Natürlich! Ich bin in einer Universitätsstadt aufgewachsen. Münster hatte damals die zweitgrößte Universität der Bundesrepublik. Es gab vielleicht fünfzig- bis sechzigtausend Studenten in Münster, das etwa 240.000 Einwohner hatte. Münster ist schon eine Großstadt, aber dieser hohe Anteil junger Leute prägt das Bild, das kulturelle Angebot, die Umgangsformen. Für mich als Junge war es da natürlich ganz klar zu studieren, obwohl das bis dahin noch nicht in meiner Familie vorgekommen war. Was man studiert und warum, war egal. Dieser Lebensstil war ausschlaggebend.

Ihre Eltern, die selber nicht studierten, haben Sie unterstützt?

Meine Eltern fanden das großartig. Sie stammen aus einer Generation, wo Bildung Pop ist, ein erstrebenswertes Gut. Sie sind eine Generation, die im Leseklub war und Theaterstücke im Fernsehen anschaute. Wenn Donnerstagabend in der ARD – ZDF gab es da noch nicht – aus dem Stadttheater Wetzlar



„Das Studium hat mein Weltbild nicht massiv verändert.“

FOTO: ALF

„Nathan der Weise“ übertragen wurde, war das ein gelungener Fernsehabend für sie. Bildung und Kultur bestimmten auf sehr autodidaktische Weise mein Elternhaus. Mein Vorhaben zu studieren ist auf fruchtbaren Boden gestoßen und wurde unterstützt. Auch meine Berufswahl als Musiker wurde nie in Frage gestellt. Es kamen nie die üblichen Sprüche von der „brotlosen Kunst“. Im Gegenteil, meine Eltern haben das extrem gefördert, mir Instrumente gekauft so gut sie es konnten.

Wie muss man sich den Studenten Götz Alsmann vorstellen?

Ich war sehr dünn. Wenn ich die Bilder heute sehe, wünsche ich mir die Zeit zurück. Die Haare waren noch dunkel und nicht so grau wie jetzt. Ich trug damals schon eine Brille. Ich hatte ganz viele Klamotten aus dem Second Hand-Laden, Anzüge aus den 40er- und 50er-Jahren. Die waren mir aber für den Alltag zu schade und ich trug sie nur,

wenn ich ausging. Da ich aber schon damals fast nie ausging, habe ich sie fast nie getragen. Ich habe auf bescheidenem Level viel Musik gespielt, vor allem in Ostwestfalen. Nebenbei habe ich noch etwas geschrieben, mir ein paar Mark auf journalistischem Wege dazuverdient. Einige Rezensionen für den Playboy oder für Spex, das damals noch ein Underground-Blatt war. Aber ich taugte nicht zum Schreiben.

Konnten Sie danach an Ihr Studium der Musikwissenschaft, Germanistik und Publizistik anknüpfen?

Ja und nein. Bei den Arrangements hilft es sicherlich, wenn man weiß, was Kontrapunkte sind oder wie die Harmonielehre funktioniert. Aber es gibt auch viele, die so was toll machen, ohne es studiert zu haben. Auch bei den Hörfunksendungen kommt mir das Studium zugute. Lust am Wort und Fabulieren funktioniert aber auch ohne Ger-

manistik-Studium; einige literarische Anregungen verdanke ich dem Studium, aber die haben mein Lebensweltbild nicht massiv verändert. Das haben eher die Begegnungen mit einigen Dozenten geschafft.

Wie können Dozenten das Weltbild verändern?

Ein zehnmütiges privates Gespräch oder ein netter Abend beim Dozenten zu Hause kann für den Literaturgeschmack, Lesappetit und die Anregungen mehr bewirken als zehn stinklangweilige Proseminare. Ganz zu schweigen von Hauptseminaren, in denen ein Sonnengott vorne steht, der im Voraus weiß, dass er von den 30 Studenten nur drei einen Schein geben wird.

War Münster schon eine richtige Massenuniversität?

Nicht in Musikwissenschaft. Aber in Germanistik und Publizistik auf jeden Fall. 25 Teilnehmer sollten im Hauptseminar sitzen und 50 saßen da. Der Dozent zuckte nur mit den Achseln, sagte sich „Die wollen eh nicht alle ‚nen Schein“ und gab den nur den besten.

Waren Sie unter den besten?

Nicht immer.

Oft genug?

Ich korrigiere: nicht oft.

Falls Sie keinen Erfolg im Showbusiness gehabt hätten, gäbe es dann einen Professor Alsmann?

Eher nicht. Ich denke, dass ich mich dann exklusiv auf den Hörfunk konzentriert hätte. Schon 1985 habe ich dort angefangen, ein halbes Jahr nach meinem Universitätsabschluss, und bis heute verdiene ich mir da einen kleinen Lebensunterhalt.

Was war denn damals Ihr Ziel?

Mein Hauptinteresse bestand nach dem Studium in der Musik. 1986 kam zum Rundfunk das Fernsehen dazu. Zwar auf bescheidenem Level, aber alles zusammen: Musik, Hörfunk, bisschen Fernsehen – das waren die ersten Jahre. Dann wurde es mit dem Fernsehen mehr. Bei RTL habe ich zum ersten Mal erfahren, dass man mit Fernsehen auch Geld verdienen kann. Ich machte also diese Melange aus allem und dachte: „Lass es auf dich wirken und finde raus, was du am besten kannst.“ Ich habe mich bis heute nicht entschieden.

Wenn man Sie bei „Zimmer frei“ neben Christine Westermann sieht, wirken Sie eher wie ein Student.

Das liegt sicherlich an Christines mütterlicher Ausstrahlung.

Sie haben nie darauf geachtet, sich Ihre Jugend zu bewahren?

Ach nein. Ich glaube, was man hat, ist eher eine gewisse Jugendlichkeit, obwohl es das nicht trifft. Wohl eher: Jungenhaftigkeit, die mir gelegentlich attestiert wird. Das sind Leute, die eine Begeisterungsfähigkeit und auch im Alter noch ein schelmisches Grinsen haben. Vielleicht habe ich das. Das ist aber nichts, was man künstlich erhalten kann. Ich misstrauere Leuten meines Alters, die sich anziehen, als wären sie 17.

Ist ihr Hörbuch „Die Feuerzangenbowle“ eine Arbeit des Germanisten Alsmann?

Nein, nein. Dann hätte man das Buch dramatisch redigieren müssen. Es ist ganz schlecht redigiert und man müsste es in weiten Teilen noch mal bearbeiten. Heinrich Spörl, der Verfasser, ist aber in den 50er-Jahren gestorben und die Rechte liegen noch beim Verlag, der mit der jetzigen Fassung ordentlich verdient. Vieles relativiert sich auch, wenn man es laut liest, zum Beispiel im Auto. Hörbücher werden ja hauptsächlich im Auto angehört. Natürlich ist es ein wundervolles Buch, man müsste ihm nur ein paar kleine Überarbeitungen angedeihen lassen.

Was war das letzte Buch, das Sie im Auto gehört haben?

[lachend] Teile meiner Band und ich haben neulich auf einer Gastspielreise das Buch

von Dieter Bohlen gehört. Mit großem Vergnügen!

Dieter Bohlen wurde die Gastdozentur an einer Hochschule angeboten. Würden Sie ein solches Angebot annehmen?

Wenn ich nicht so sprechen müsste wie Dieter Bohlen – man weiß nie, was von einem verlangt wird.

Welches Thema würde Sie reizen?

Kann ich mir derzeit nichts vorstellen.

Wenn Sie bei „Zimmer frei“ Gast wären – hätten Sie Angst vor dem Moderator?

Nein. Ich denke, bei dem Moderator wird von vornherein klar, dass er ein Mann mit großer Menschlichkeit ist, mit Wärme und sensiblem Einfühlungsvermögen. Ich glaube, vor dem muss man keine Angst haben.

Mitunter denkt man als Zuschauer: „Ist dem Mann gar nichts peinlich?“

Mir ist nicht viel peinlich. Vor der Kamera oder vor dem Publikum ist mir nichts peinlich. Den meisten Menschen geht es andersherum, die sind entspannt solange keine Kamera läuft oder jemand fotografiert. Sobald eine Kamera und ein Publikum da sind, ist mir alles egal. Keine Ahnung warum. Vielleicht eine Art Exhibitionismus.

DAS INTERVIEW FÜHRTEN

ANDRÉ SOWADE UND ALEXANDER FLORIN ■

Zur Person: Götz Alsmann

Schon im Alter von 15 Jahren stand Götz Alsmann auf der Bühne. Geboren 1957 in Münster, ist er der Stadt bis heute treu geblieben. Er studierte hier 1977 bis 1984 Musikwissenschaft, Publizistik und Germanistik, gibt die meisten Konzerte auch heute noch im Raum



Ostwestfalen und zog vor kurzem nicht in eine der angesagten Metropolen sondern nur eine Straße weiter. Nach seinem Studium arbeitete er beim Hörfunk (ab 1985), Fernsehen (ab 1986, „Gong“-Show bei RTL, Magazin „Avanti“ bei Vox) und gab Konzerte. Mit einer Cover-Version des Depeche Mode-Songs „People are People“ landete er in den deutschen Charts. Seit 1997 singt er ausschließlich auf Deutsch und präsentiert ungefähr im Jahresrhythmus neue CDs. Beim „Kindergeburtstag für Erwachsene“ präsentiert er seit 1996 mit Christine Westermann grimmepreisgekrönt die fiktive WG für Prominente „Zimmer frei“ (Sonntags, 23 Uhr, WDR). ■

Notiert

iMac zum Selberbauen

Apples neuer iMac verfügt nicht nur über mehr Leistung im Vergleich zum Vorgänger, sondern auch über ein neues Konzept im Aufbau. Die schlanke Bauform (5 Zentimeter Dicke), die den gesamten Rechner hinter



FOTO: APPLE COMPUTER, INC.

dem Flachbildschirm (17 oder 20 Zoll) unterbringt, deutet bereits auf die Möglichkeit eines Laptops mit G5-Prozessor hin.

Bemerkenswert einfach ist das Gehäuse zu öffnen, um einzelne Komponenten auszutauschen. Die vier Diagnose-Lämpchen unterstreichen den Eindruck, dass die Nutzer im Reparaturfall defekte Komponenten selbst wechseln können. Das geht erstens schneller als das Gerät in die Werkstatt zu geben und gibt zweitens die Möglichkeit zur einfachen Aufrüstung. Dass solche Eingriffe die Garantie nicht beeinflussen, ist ebenfalls neu.

www.apple.com/de/imac

Fenster für alle

Microsoft betreibt seit kurzem ein Online-Portal für die zahlreichen Fragen rund um Windows. Im Wesentlichen handelt es sich bei www.windows.de um eine Sammlung von Links, die auf externe Texte, Bücher und

Beiträge in Diskussionsforen verweisen. Registrierte Anwender können sich daran beteiligen, den Inhalt weiter auszubauen. Moderiert und überwacht wird www.windows.de von so genannten MVPs (Most Valuable Professionals) und CLIP-Mitgliedern (Community Leader/Influencer Program).

www.windows.de

HU erweitert Funkverkehr

Die HU baut ihr Funknetz (WLAN) weiter aus. In Adlershof ist die Verfügbarkeit bereits auf dem angestrebten Niveau, aber im HU-Hauptgebäude ist ein weiterer Ausbau notwendig, um eine flächendeckende Abdeckung zu erreichen. Außerdem sollen demnächst das Gebäude der Wirtschaftswissenschaften in der Spandauer Straße und das der Theologischen Fakultät in der Burgstraße hinzukommen. Weiterhin wird überlegt, das Gebäude in der Invalidenstraße, wohin das Seminargebäude während des Umbaus

Echte Handwerksarbeit

Wer umziehen will, kennt das Problem: eine Menge Arbeit, besonders wenn die Traumwohnung noch nicht im traumhaften Zustand ist. Vieles kann man selbst erledigen, wenn man die Zeit und ein wenig Erfahrung hat. Doch wenn beides fehlt oder mal ein Handwerker benötigt wird, ist der Bedarf oft größer als das Konto erlaubt. Am Ende macht man doch alles selbst. Dann wird eben nicht alles perfekt, aber dafür ist es billig.

Der Mathematikstudent Boris Knoblich stand Anfang des Jahres vor genau diesem Problem. Nachdem er sich von einigen Handwerkern Angebote eingeholt hatte, die ihm preislich gar nicht zusagten, brachte ihn das auf eine Idee: Warum sagt der Kunde nicht, was er haben möchte und wie viel er bereit ist, dafür zu zahlen. Die Handwerker entscheiden dann, ob sie das leisten können.

Aus dieser Idee heraus entstand, zusammen mit den Wirtschaftsinformatikstudenten Frederik Wienke und Sebastian Männ, die Internetseite www.go4bid.de, eine Plattform, die genau das ermöglicht.

Dort stellen Handwerker ihre Leistungen zu bestimmten Preisen vor, oder man sagt, welche Arbeit man mit welchem Budget erledigt haben möchte. Eine gute Vergleichbarkeit von Dienstleistungen wird so erreicht und erleichtert die Suche nach preiswerten Handwerkern. Diese müssen sich mit Gewerbeschein auf der Site registrieren und werden erst nach einer Prüfung manuell freigeschaltet, erst dann dürfen sie auf die Aufträge mitbieten. Dadurch soll Schwarzarbeit außen vor bleiben.

Boris sieht den Nutzen der Plattform darin, „dass gerade Leute mit wenig Geld wie

wir Studis Aufträge eher vergeben, wenn sie vorher wissen, dass ein bestimmtes Budget auf keinen Fall überschritten wird.“ Für Handwerker eröffnet sich so die Möglichkeit, Leerzeiten zu füllen, Aufträge und neue Kundenkontakte zu gewinnen. Die Plattform go4bid.de finanziert sich aus geringen Provisionen, die vom Auftraggeber bezahlt werden. Ein weiterer Ausbau des Angebots ist geplant. Als wichtigste Erweiterung können Handwerker künftig ihre Preise detailliert begründen und der Auftraggeber hat die Gelegenheit, seine Preisvorgaben zu korrigieren. Die drei Studenten haben darüber hinaus noch viele weitere Ideen. Es bleibt bis zum Ende des Studiums also noch viel zu tun.

www.go4bid.de

PETER SCHOH

Bis zu
50%
günstiger!

Exklusiv von IBM und Toshiba:

Notebooks für Bafög-Budgets!

Notebooks zum Anfassen und Ausprobieren! Und zu Sonderpreisen für Studenten, Dozenten und wissenschaftliche Mitarbeiter. Nur für den Bildungsbereich! Alle Infos unter

www.uni-notebooks.de

TOSHIBA

Besuchen Sie unseren Notebook-Shop „Mobile Computer Center“:
Charlottenstr. 63 • 10117 Berlin-Mitte • Tel. 030/20 64 83 67
Öffnungszeiten: Mo, Di, Mi, Fr 10:00–18:00, Do 10:00–20:00

ausgelagert wird (Seite 21), mit Funknetz auszustatten.

www.hu-berlin.de/cms/wlan ☐

GEZahlte Computer

Wieder einmal ist eine GEZ-Gebühr für Computer im Gespräch. Diese soll jedoch in erster Linie Unternehmen betreffen. Der Computer würde nach derzeitigen Vorschlägen keine zusätzlichen Gebühren kosten, sondern neben Radio und Fernsehen ein Kriterium für die Gebühren sein. Denn schließlich seien alle internetfähigen PCs in der Lage, zumindest Internet-Radio zu empfangen.

Übersicht unübersichtlich

Studienwahl.de gibt nicht nur einen Überblick über die mehr als 10.000 Studiengänge in Deutschland, sondern auch viele Informationen rund um das Studium. Informationen zum Auslandsstudium oder der

Studienfinanzierung finden sich ebenso wie regelmäßige Themenschwerpunkte, die redaktionell betreut werden. Das Portal der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung ist zwar noch etwas unübersichtlich, soll aber in naher Zukunft ein neues Design erhalten.

www.studienwahl.de ☐

eLearning ohne Zukunft

Künftig werden Studium und Online-Angebote immer weiter verzahnt werden, so dass das heutige eLearning, das nur einen Zusatz zum klassischen Lernen darstellt, verschwindet. Das meinte der Präsident der

Hamburger Hochschule für angewandte Wissenschaften, Professor Michael Stawicki, auf der Kongressmesse „Campus Innovation“ Ende September in Hamburg. Wer heute ein Studium aufnehme, sei mit Google und Konsorten so vertraut, dass die Trennlinie zwischen Vorlesungssaal, Seminarraum und eLearning verschwindet. Doch nicht nur beim Lehren und Lernen werden Online-Angebote eine wichtige Rolle spielen, gerade in der Verwaltung sieht Ulrich Schmid, Geschäftsführer des Multimediakontors Hamburg, viele Möglichkeiten für Effizienzsteigerungen.

HAL ☐

www.prosite.de



50% Studentenrabatt auf die Jahresgebühr!

Einfach einloggen unter www.prosite.de/uni
Einrichtung von Webvisitenkarten (.de) nur € 4,32* für Studenten

*zzgl. Registrierung € 1,32, Angebot gültig bis 31.12.2004

Klinik der Kuscheltiere



Noch konzentriert sich Lilo nur auf seine Bauklötze, aber bald haben wir ihn in die Realität zurück geholt. FOTO: SL

„Mein Teddy, kannst du mir verzeihen?“, sangen Die Ärzte in den 80er-Jahren. Die Zahl der vernachlässigten und malträtierten Kuscheltiere ist seitdem nicht gesunken und so nimmt sich die Klinik von Dr. Kindermann der hilflosen Plüschseelen an. Dort geben ihnen geschulte psychologische Fachkräfte ihr Selbstvertrauen zurück. Doch da Dr. Kindermann derzeit in Japan weilt, ist die „Psychiatrie für misshandelte Kuscheltiere“ fühl-

ungslos und sucht Ersatz. Der richtige Job für dich?

Einfach auf www.parapluesch.de in die Klinik gehen (Flash-Plugin muss beim Browser installiert sein) und sich einen der drei Patienten zum Therapieren herausuchen. Da wären Dolly das Schaf, Kroko das Krokodil und Lilo das lila Nilpferd. Lilo beschäftigt sich seit drei Monaten erfolglos mit einem Holzpuzzle und nimmt die Umwelt

gar nicht mehr wahr. Dolly ist sehr aggressiv und gebärdet sich wie ein Hund oder Wolf. Kroko schließlich versteckt sich misstrauisch in einer Kiste und benötigt besonders intensive Hilfe.

Hat man Kroko endlich aus seiner Schachtel geholt, ist er nur schwer von seinem schützenden Kuschelkissen zu trennen. Da hilft eigentlich nur medikamentöse Behandlung. Eine Spritze später – Autsch! – fliegt ein bunter Schmetterling durchs Zimmer und verändert Krokos Wahrnehmung des Krankenzimmers, ein geeigneter Moment, die Traumanalyse anzuschließen. Etwas künstlerische Beschäftigung hilft dem total verstorbenen Knuddelkrokodil, ein wenig Selbstvertrauen zurückzugewinnen. Doch Achtung, schnell werden solche Erfolge von der falschen Anschlussbehandlung wieder zunichte gemacht.

Der Therapeut, in Form des vor dem Computer sitzenden Spielers, baut sofort eine enge Beziehung zu den knuddeligen Patienten auf. Eine derartige Beziehung zwischen Arzt und Patient wäre in der Wirklichkeit zwar unerwünscht, hilft aber bei der virtuellen Behandlung, nach der man leicht süchtig werden kann. Wer seinen Liebling erfolgreich therapiert hat, kann ihn sich voraussichtlich ab Ende November nach Hause bestellen. Die ersten Fotos von den Patienten sind ebenso niedlich wie die liebevollen Animationen.

www.parapluesch.de ☐

ROBERT ANDRES ☐

Die Schönheit der Makeel



Simone aus Hamburg mag ihre markante Narbe. FOTO: DOVE

Wer kennt sie nicht, die aalglatten Gesichter auf Plakaten und in Werbespots. Viel wird am Computer fleißig nachbearbeitet, bis es dem Ideal der Makellosigkeit entspricht. Doch nur neun Prozent der Frauen finden makellose Haut wirklich schön, fand eine Dove-Umfrage im Juli heraus. Über drei Viertel der Befragten meinten, dass Muttermale, Narben, Sommersprossen oder Tätowierungen ein Teil von ihnen sind. Diesem Trend zum Individuellen, Authentischen trägt die Körperpflegemarke Dove mit seiner jüngsten Kampagne Rechnung.

Hamburg beispielsweise besitzt von einer Notoperati on eine sehr markante Narbe unter der linken Brust. Jetzt, nach den aufregenden Aufnahmen, mag sie ihre Narbe noch mehr, scherzt sie.

Eine der anderen vierzehn für die Kampagne Ausgewählten, Rebecca (42) aus London, ist über und über mit Sommersprossen bedeckt. Auf den Hinweis einer älteren Dame, dass diese verschwänden, wenn man sie mit Zitronensaft einreibt, entgegnete Rebecca nur: „Warum sollte ich – ich liebe meine Sommersprossen!“

Was Berliner Frauen von der Kampagne halten, wollte Dove wissen und befragte am 15. September Passantinnen am Potsdamer Platz zu Schönheitsidealen und persönlichen Hautmerkmalen. Dabei sammelten die Promoterinnen kontroverse Statements, doch die meisten waren begeistert. „Endlich mal was anderes“, hörten die vier Dove-Promoterinnen oft oder „Mit diesen ‚normalen‘ Frauen kann man sich identifizieren!“

Wahre Schönheit ist vielfältig und sehr individuell - diesem Credo bleibt Dove mit seiner aktuellen Kampagne „Jede Haut ist schön“ treu. Jeannette Harbeck aus dem Dove Deutschland-Team sagt dazu: „Wir möchten Vorbilder geben und so die gängigen stereotypen Schönheitsideale aufbrechen.“ Sie möchte, dass sich alle Frauen wohl in ihrer Haut fühlen. Mit der vielbeachteten Kampagne „Keine Models – aber straffe Kurven“ Anfang des Jahres brachte Dove wieder normale Frauen auf die Werbeplakate und setzt diese Richtung weiterhin fort.



Dove-Promoterinnen am Potsdamer Platz. FOTO: DOVE

Dass laut Umfrage fast 80 Prozent der Frauen natürliche Haut mögen, die nicht überschminkt ist, äußert sich auch in der Ästhetik der Fotografien. Der Londoner Fotograf David Bailey, der die Plakatschüsse, arbeitete in Schwarz-Weiß, um den dokumentarischen Charakter zu unterstreichen. Auch wurde keines der Bilder nachträglich retouchiert oder irgendwie bearbeitet.

www.dove.de
ELISA TITUS

Reise nach Paris zu gewinnen

Paris – die Stadt der Liebe, die Stadt des Eiffelturms, die Stadt der Gourmets. Paris – einfach Die Stadt. Bekannt für ihre Sehenswürdigkeiten, angefangen vom Louvre, über die historischen Stätten der Französischen Revolution bis hin zu all den schicken Häusern und Parks. Auch besitzt Die Stadt beispielsweise ein arabisches Viertel, in dem es sich sehr lecker speisen lässt, wenn man die französische Küche mal über hat.

Mindestens einmal muss jeder Besucher in Der Stadt mit der Metro fahren, große Bereiche lassen sich aber auch gut zu Fuß erkunden. Rund um den Invalidendom gibt es viel zu entdecken. Im Rodin-Museum und



Straßenmaler gehören zum Montmartre. FOTO: PRIVAT

dem dazugehörigen Park stehen zahlreiche der berühmten Skulpturen von Auguste Rodin (1840–1917), der die Kultur der monumentalen öffentlichen Skulpturen in die Neuzeit führte. Der zentral gelegene Jardin

du Luxembourg hat entgegen seinem Namen weniger Natur als ständig wechselnde Ausstellungen zu bieten.

Selbstverständlich besitzt Die Stadt diverse Hochschulen, die beliebtes Ziel für Auslandsstudenten sind. Wer nicht so lange im Voraus planen, aber trotzdem mal die Stadt besichtigen möchte, kann eine Reise dorthin gewinnen. Schicke eine eMail an paris@zanjero.de, in der du kurz sagst, warum gerade du nach Paris fahren möchtest. Unter allen Einsendern verlosen wir eine Fahrt für zwei Personen mit Gulliver's Reisen in Die Stadt.

ELISA TITUS

S Bahn-Geschichten I



„Nicht mal ‘nen Sitzplatz kriegt man hier.“ Schrill hallte die Stimme von den geschlossenen Fenstern wider. Am letzten Bahnhof war eine Frau zugestiegen. Nun stand sie ärgerlich laut im Gang und unterhielt sich mehr mit sich selbst als mit einem Anwesenden. Die Anklage wegen der, wie immer um diese Zeit, gefüllten Bahn richtete ihre gellende Stimme mehr gegen die Stahlwände als an einen der Fahrgäste. Höflich ignorierend wurden die vereinzelt Gespräche in der gewohnt leisen Stimmlage fortgesetzt. Doch ihre Stimme fuhr unbeeindruckt brachial fort, die gefährlichste Drohung auszustoßen, der sich insgeheim und im ersten Moment jeder anschloss, die jedoch niemand wahr machen würde: „Mit dieser Bahn fahre ich nie wieder!“ Wer wollte allerdings schon freiwillig darauf verzichten, zügig und ohne Staus nach Hause zu kommen? Diese Stimme vielleicht, was er leicht verstehen konnte: In einer Wohnung muss dieses Organ selbst für die Besitzerin brutal wirken.

Er war schon einige Stationen vor ihr eingestiegen und hatte sich auf einen der letzten Plätze setzen können, die Zeitung aufgeschlagen und war nun wie die meisten hier auf dem Weg nach Hause. Doch die sonst für ihn beru-

higende und erholsame Heimfahrt schien ihm mehr und mehr als Fahrt in die Hölle. Denn diese Stimme, der ein Flüstern fremd war und die laut ihre Sorgen und Nöte herumbrüllte, setzte fort zu schimpfen und zu wettern; dass gerade sie stehen müsse. Er faltete entsetzt über dieses lebensfeindliche Geräusch seine Zeitung zusammen und steckte sie ein.

„Kein einziges Wort mehr.“ Er war aufgestanden, hatte sie an ihrer Jacke gepackt, mit ihr eine halbe Drehung vollzogen und sie auf seinen Platz niedergedrückt: Gehackt kamen die einzelnen Worte. „Kein einziges Wort mehr.“ Sein Gesicht war freundlich, sogar seine Augen lächelten sie freundlich an, so als hätte er seiner eigenen Mutter den Platz angeboten. Doch die leise Stimme war bedrohlich ruhig und bestimmt. „Kein einziges Wort mehr.“

Nie wieder würde er diese Stimme hören müssen. Beruhigt stand er nun an ihrer Stelle im Gang, sah gerade aus ins Nichts. Wie schön war doch die Welt ohne diese Stimme. Ohne irgendeine Stimme. Zögernd wurde am anderen Wagenende das leise, fast geflüsterte Gespräch wieder aufgenommen. Das war besser. Er hatte nichts gegen die Geräusche des Lebens, aber diese Stimme sprach jedem

Lebenswillen hohn. Er würde sie nie wieder hören müssen. Die losgeschickten Blicke, die erkunden sollten, was da vorgegangen war, erreichten ihr Ziel nicht. Zu schnell war alles vor sich gegangen, aber stand diese Frau nicht gerade noch im Gang?

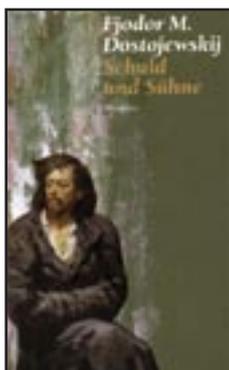
Sie hatte anscheinend verstanden, was mit ihr geschehen war. Sie rückte sich auf ihrem Platz zurecht und blickte ihren Gönner an. Ihren Blick nahm er gar nicht wahr. Glücklicherweise hörte er auf all das um ihn herum, in dem die Stimme nicht vorkam. Gleichmäßig stuckerten die Räder den Waggon, leise wurden Zeitungsseiten umgeblättert, geräuschvoll fand ein Bonbon den Weg aus dem Knisterpapier in den Mund eines Kindes. Doch die Stimme war nirgends zu hören. Die Bahn fuhr auf dem nächsten Bahnhof ein. Er hatte noch einige Stationen vor sich. Das Stück konnte er problemlos stehen, so lange nur diese Stimme schwieg und sich mit der dazugehörenden Frau auf seinem ehemaligen Sitzplatz ruhig verhielt. „Danke.“ Sie bemerkte kaum, wie sie am Jackenkragen gepackt, hochgerissen und auf den Bahnsteig gestellt wurde. Laut gellten die Türklingeln, als sich der Zug wieder in Bewegung und er sich auf seinen Platz setzte.

REINOLD KOTTER ■

Zweitbuch zu haben

Gute Bücher kennt man von A bis Z. Wer die Anfänge und Enden den richtigen Buchdeckeln zuordnen kann, hat die Chance, eines von fünf Zitty-Büchern „Das BerlinBuch“ zu gewinnen.

1



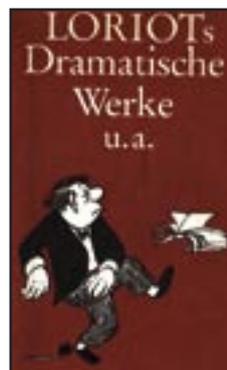
a) noch nachth von Naddle ... Noddle ... Nather ... Thoddle Nether ... Noddle

b) Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu einem ungeheuren Ungeziefer verwandelt.

c) Wer da?

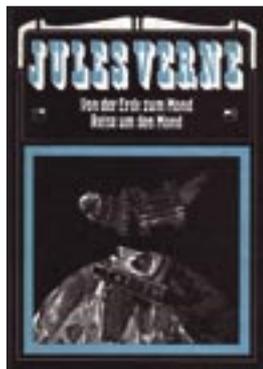
d) Das könnte das Thema für eine neue Erzählung sein – doch unsere Erzählung ist hier zu Ende.

2



e) Auf dem Landsitz North Cothelstone Hall von Lord und Lady Hesketh-Fortescue befinden sich außer dem jüngsten Sohn Meredith auch die Cousinen Priscilla und Gwyneth Molesworth aus den benachbarten Ortschaften Nether Addlethorpe und Middle Fritham, ferner ein Onkel von Lady Hesketh-Fortescue, der 79-jährige Jasper Fetherston, dessen Besitz Thrumpton Castle zur Zeit an Lord Molesworth-Houghton, eine Vetter von Priscilla und Gwyneth Molesworth, vermietet ist.

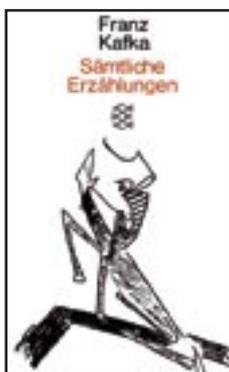
3



f) Und da es im amerikanischen Charakter liegt, für alles Vorsorge zu treffen, selbst für den Fall eines Bankrotts, so waren im voraus zum Kommissarischen Richter der ehrenwerte Harry Trollope und zum Syndikus Francis Dayton ernannt!

g) Anfang Juli, an einem ungewöhnlich heißen Tag, verließ ein junger Mann gegen Abend die Kammer, die er in der S.-Gasse in Untermiete bewohnte, trat auf die Straße und ging langsam, gleichsam unentschlossen, in Richtung der K.-Brücke fort.

4

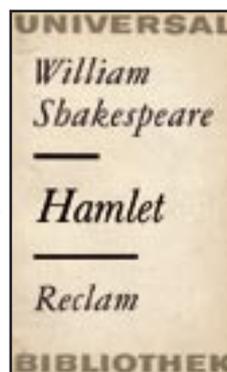


h) Und es war ihnen wie eine Bestätigung ihrer neuen Träume und Absichten, als am Ziele ihrer Fahrt die Tochter als erste sich erhob und ihren jungen Körper dehnte.

i) Während des amerikanischen Bürgerkrieges bildete sich zu Baltimore in Maryland ein neuer Klub von großer Bedeutung.

j) Geht, heißt die Truppen feuern!

5



Einfach bis zum 3. November die Lösung an raetsel@zanjero.de schicken. Aber Achtung: In zwei Fällen haben wir nur unsere Lieblingserzählung aus den Sammelbänden aufgenommen.



Schüler und Studenten kriegen's zu traumhaften Preisen. Wer da noch liegen bleibt, ist selber schuld.

Ab September 2004 bekommen Schüler und Studenten bis zu 80% Rabatt auf viele Adobe® Produkte. Das gab's bislang nur für staatlich anerkannte Bildungseinrichtungen. Ob zum Beispiel Adobe Acrobat® 6.0 Standard oder Professional, Adobe Creative Suite Premium, Adobe Photoshop® CS oder Adobe Video Collection: Starten Sie jetzt mit super Konditionen ins neue Schuljahr, ins nächste Semester, in die Karriere – mit ganz legaler Software. Wir wünschen viel Spaß damit. Auch am Schreibtisch.

Kaufen, online lernen und mehr auf unserer Website:

www.adobe.de/education

Also, gleich aufstehen, Schüler- oder Studentenausweis einstecken und nichts wie hin zum nächsten Adobe Händler.

Adobe Systems GmbH • Ohmstraße 1 • D-85716 Unterschleißheim
Adobe Systems (Schweiz) GmbH • World Trade Center • Leutschenbachstrasse 95 • CH-8050 Zürich
www.adobe.de, www.adobe.at, www.adobe.ch, www.adobe.com

Adobe, das Adobe-Logo, Acrobat und Photoshop sind entweder eingetragene Marken oder Marken von Adobe Systems Incorporated in den USA und/oder anderen Ländern.
© 2004 Adobe Systems Incorporated. Alle Rechte vorbehalten. 09/04

